OLZ

XLIII / 10 OKTOBER 1940

Naphtha und Neptunus.

Von W. Brandenstein.

Herzfeld hat in den AMI 9 (1938) 80ff. eine zutreffende Erklärung von Naphtha gegeben, sie jedoch ungenügend begründet, mit sprachwissenschaftlich unzutreffenden Gedankengängen verknüpft und er hat seine Vorgänger unzulänglich zitiert. Naphtha ist fraglos iranischen Ursprungs, kommt aber in den erhaltenen Texten zufällig nicht vor. Immerhin haben wir, worauf schon Kretschmer[1] hingewiesen hat, die Glosse νάφθας Μηδείας ἔλαιον. Herzfeld setzt iran. **nafta* voraus und verbindet es mit iran. *nab-* „feucht, flüssig sein", was ebenfalls schon lange bekannt ist und auch in den griechischen Schulwörterbüchern steht. Da aber mit dieser Etymologie mehrere Unklarheiten verbunden sind, ist es nötig, den Beweisgang vorzuführen. Für die idg. Grundsprache muß ein Nominalstamm **nebh-* vorausgesetzt werden, von dem erst gelegentlich denominative Verba abgeleitet werden. Wir haben **nebhos* n. „Dunst am Firmament" (z. B. νέφος) und einzelsprachliche Ableitungen, wie griech. νεφέλη oder awest. (**nebh-* > *nab-*) *nab* + *ta* > *napta* „feucht". Letzteres ist wie ai. *an-ap-ta-* „nicht wässerig" (: *ap-* „Wasser") gebildet. Daß awest. *nab* + *ta* durch Assimilation zu *napta* wird, ist verständlich und scheint auch in der Sprache selbst nicht vergessen worden zu sein, wie eine Stelle zitiert im CorpGlossLat. 6/1 s. v. *napta* zeigt, wo dem Sallust zugeschrieben wird: quod *nabta* (mit b!) *genus sit fomitis apud Persas*. Die Verwirrung beginnt erst mit einer Hesychglosse, dergemäß νάπας ἡ κρήνη in Persien sei. Hier erscheint schon im unveränderten Stamm ein *p* und die Verbindung mit **nebh-* wäre gestört. Indes ist diese Schwierigkeit mit der Annahme zu beseitigen, daß hier eine Kreuzung mit dem iran. *apa* „Wasser, Quelle" stattgefunden hat: *apa* ist wohl vom Glossator wegen der Klang- und Bedeutungsähnlichkeit mit **naba* konfundiert worden. Der mehrfach herangezogene skythische Flußname *Naparis* beweist nichts, weil wir das Wort nicht analysieren können. Ganz fernzuhalten ist ai. *snapayati*, das zu **snā-* „fließen" gehört und daher keinen Stamm **nep-* ergeben kann, ganz abgesehen davon, daß auch die Bedeutungsverschiedenheit gegen die Verknüpfung spricht. Wir dürfen also neben **nebh-* keinen Wortstamm **nep-* ansetzen.[1]

Die alte Verknüpfung des Stammes **nebh-* mit lat. *Neptūnus* unterliegt keinen Schwierigkeiten. Zunächst mußte **nebh-* im Lat. zu **neb-* werden (vgl. *nebula*). Dann trat das Formans *-tu-* an, das Abstrakta bildete; vgl. ahd. *flōdus* „Flut", lat. *portus*, *adventus*. So müssen wir auch ein **neptus* „Naß" (: **nebh-* „naß, feucht") ansetzen. Nunmehr ist die Überlegung Kretschmers einzuschalten, dergemäß sich *Neptūnus* zu **neptus* „Naß" so verhält, wie *tribūnus* zu seinem *tribus*. *Neptūnus* ist also der „Führer der Gewässer".

Herzfeld verweist noch auf Makk. 2 cap. 1 § 36, wo eine Geschichte mit Naphtha erzählt wird: das „dicke Wasser" entzündet sich an der prallen Sonne. Herzfeld übersetzt aber die Fortsetzung schlecht; denn nicht das dicke Wasser wird mit Nephthar bezeichnet, sondern der Ort, wo es sich befand (§ 36 „Die Gesellen ... nannten den Ort ... Nephthar"). Wenn in diesem Nephthar wirklich eine persische Bezeichnung vorliegen sollte, was nicht unwahrscheinlich ist, weil die Erzählung in der Zeit der persischen Gefangenschaft spielt, so muß man mit einer neutralen Bildung auf *-ar* rechnen, die als Örtlichkeitsbezeichnung dienen kann (vgl. griech. πεῖραρ „Grenze").

Damit ist eine weitere Parallele erschüttert, die Herzfeld zieht. Er verweist nämlich auf die indoiran. Gottheit *Apām-Nāpat*, der auch in der Flexionsform *-naptar-* vorkommt und daher zu einem Vergleich mit dem erwähnten *Nephthar* reizt. Aber bei *naptar-* „Sproß" handelt es sich um eine naheliegende Analogiebildung zu den anderen Verwandtschaftsnamen wie *pitar-* „Vater" usw., also um etwas ganz anderes als beim erwähnten *Nephthar*. Daß aber im Mythos das *Naphtha* mit dem Apām-Nāpat zu tun hat, beweist nicht einmal einen volksetymologischen Zusammenhang, geschweige einen sprachgeschichtlichen. Denn der Apām-Nāpat tritt ja als Besieger des Naphthafeuers auf, er ist also weder verwandt noch identisch. Eine mythologische Konsoziation ist noch lange keine sachliche oder sprachliche. Auch das Pferd und das Wasser stehen im Mythos oft in einer

1) Einleitung in die Geschichte der griech. Sprache 1896) S. 133.

1) Gegen Walde-Pokorny, Vergleichendes Wörterbuch I 131, II 693.

(sogar ursächlichen) Verbindung; aber deswegen hängen *equus* und *aqua* noch lange nicht zusammen (wie Klingklangfetischisten immer wieder wollen). Abgesehen von der Bedeutungsverschiedenheit ist auch die lautliche Ähnlichkeit erst sekundär (**aqu̯* und **ap*: *ekwos*).

Forbes[1] hat *Naphtha* auf akkadisch *naptu* ds. zurückzuführen versucht; doch ist akkad. *naptu* ganz jung und isoliert; in älterer Zeit hieß das Erdöl babyl. *kupru*, *ittû* und sum. esir (RLV s. v. Erdöl). Demgemäß ist akkad. *naptu* aus dem Pers. entlehnt.

Zusammenfassung: *Naphtha* ist iranischen Ursprung und letzten Endes von idg. **nebh-* „feucht, naß" abzuleiten, ebenso wie lat. *Neptunus*. Letzteres hat mit dem indoiran. *Apām-Nāpat* „Gewässersproß" nichts zu tun, da *-nāpat* zweifelsohne zu idg. **nēpots* „Sproß, Enkel" gehört.

Besprechungen.

Allgemeines.

Mžik, Hans von: **Theorie und Grundlagen der darstellenden Erdkunde** (ΓΕΩΓΡΑΦΙΚΗ ΥΦΗΓΗΣΙΣ I und II Vorwort), ins Deutsche übertragen und mit Erläuterungen versehen. Unter Mitarbeit von Friedrich Hopfner. Wien: Gerold & Co. 1938. (109 S., 13 Abb.) 8° = Klotho. Histor. Stud. z. feud. u. vorfeud. Welt, Bd. 5, Teil I. RM 8—. Bespr. von E. Honigmann, Brüssel.

Der Plan, eine Übersetzung der sogenannten „Geographie" des Ptolemaios herauszugeben, ist sehr zu begrüßen. Bis vor kurzem hätte man noch gegen ihn einwenden können, es wäre richtiger, damit bis zum Erscheinen der kritischen Ausgabe von P. Schnabel zu warten; doch ist nach dem Vorwort von dessen „Text und Karten des Ptolemäus" (Leipzig 1938) kaum mehr mit ihrer baldigen Veröffentlichung zu rechnen. Andererseits gab es noch keine deutsche Übersetzung der Geographie, da die mehrfach zitierte von Ludwig Georgii ([Bähr] Art. Ptolemaeus Nr. 51 in Pauly's Real-Enc., 1. Aufl., Stuttg. 1852, S. 239. Rud. Nicolai, Gesch. d. ges. griech. Literatur, Magdeburg 1867, S. 372. S. Günther, Handb. d. mathem. Geogr., Stuttg. 1890, S. 5) nie erschienen ist (Herm. Wagner, Lehrb. d. Geogr., I, 1, Hannover 1920, S. 18, Anm. 26; das Zitat bezieht sich vielmehr auf die „Alte Geographie" von Georgii).

Der vorliegende erste Teil enthält die Übersetzung von Buch I und dem Vorwort von Buch II. Sie ist mit ausführlichen Anmerkungen versehen, die den Inhalt des Textes erläutern und als ein wichtiger Beitrag zu seiner Erklärung zu werten sind. Den Schluß bilden 7 Exkurse von F. Hopfner über die Grundlagen der Kartenprojektion des Marinos und Ptolemaios.

Der Übersetzer hat sich stets gewissenhaft bemüht, den Sinn des griechischen Textes genau wiederzugeben, und es dürfte sich kaum irgendwo ein wahres Mißverständnis nachweisen lassen. Wenn gleichwohl im folgenden eine Reihe von Stellen angeführt werden, in denen mir die Übersetzung dem griechischen Original nicht völlig adäquat erscheint, so liegt das mehrfach daran, daß v. Mžik in dem Bestreben, jedem Mißverständnis der ptolemäischen Worte vorzubeugen, den Text durch sachliche Erklärungen erweitert hat, die sich bei einer wörtlichen Wiedergabe im Deutschen ebenso von selbst verstehen wie im Griechischen und nötigenfalls in die Anmerkungen zu verweisen waren, z. B. S. 20, Z. 12 „zur Grundlage der Berechnung dienenden und"; S. 28, Z. 15 „bei einer Entfernung von" (dagegen fehlt drei Zeilen vorher „nämlich"). In anderen Fällen läßt sich der Sinn des Originals vielleicht zutreffender und weniger verändert wiedergeben. Die folgenden Vorschläge sollen also nicht „Verbesserungen" der Übersetzung v. Mžiks darstellen, sondern nur eine andere Wiedergabe oder bisweilen eine etwas abweichende Auffassung des griechischen Textes zur Diskussion stellen; bisweilen wurde auch auf Parallelstellen oder Quellen aufmerksam gemacht (die entsprechenden Übersetzungen bei v. Mžik sind in runden, die den Sinn erklärenden Ergänzungen in eckigen Klammern beigefügt).

I 1, 1 (S. 14 Anm. 1) könnte auf περὶ κόσμου cap. 3 in fine und Almagest I, 1 verwiesen werden.

I 1, 5 τοπογραφίας Geländezeichnung, Landkartenzeichnung (S. 15 Ortsbild); γραφικὸς ἀνήρ ein geübter Kartenzeichner (ebd.: in der Malerei erfahren).

I 1, 6 ἐξ ὧν τά τε μεγέθη κτλ. Auf Grund dieser [Kenntnisse] wird man . . . noch gesondert betrachten dürfen (S. 16 Damit sind weiter . . . im einzelnen bereits gegeben).

I 1, 7 Dinge der höchsten und schönsten Erkenntnis; vgl. Almag. I 1; καταλήψεσι etwa: geistige Fassungsgabe, Vorstellungsvermögen (S. 16 Wahrnehmung).

I 2, 2 und I 4 Überschrift ἱστορία περιοδική (vgl. die zutreffenden Bemerkungen S. 17, Anm. 1) auf Reiseberichte basierte Länderkunde (S. 17 systematische Länderbeschrei-

1) Mnemosyne, tertia series 4 (1936) 70. Ich verdanke den Hinweis der Freundlichkeit von J. B. Hofmann-München.

bung, S. 21, Z. 4 wissenschaftliche Erdbeschreibung); ἐπιστάσεως θεωρητικῆς mit scharfer Beobachtungsgabe, als verständnisvolle Beobachter (mit wissenschaftlicher Sachkenntnis).

I 2, 5, p. 8, 15 Müller ὑποθεμένους als eingeteilt annimmt (S. 18 eingeteilt hat); ἀλλ' ἴσως οὐ . . . Aber freilich nicht [kann man die Stadienzählung entbehren] zur Einteilung des ganzen Erdumfangs . . . (S. 18 Anders aber liegt die Sache, wenn man . . .).

I 3, 1, p. 10, 9 und 14 M.: ἐπιπέδῳ, -δου in der Ebene (S. 19 im Zuge . . . S. 20, Z. 4 aber: in einer Ebene).

I 6, 1, p. 15, 6 M. aus seinen Ausgaben der (S. 26, Z. 4 aus den Ausgaben seiner . . .).

I 6, 2, p. 15, 11 M. ὑπομνημάτων [Roh-] Material (S. 27 Tabellen).

I 7, 1, p. 16, 14 M. ὡς · ἔνι μάλιστα und p. 16, 18 ἔγγιστα sind wohl gleichbedeutende, aus stilistischen Gründen variierte Ausdrücke für „ungefähr" (S. 27 mit größter Wahrscheinlichkeit . . .; gerade; ἔγγιστα p. 54, 13 M. = S. 64, Z. 6 der Wirklichkeit sehr nahekommenden, p. 56, 21 M. = S. 65, Z. 5 von unten: sehr genau).

I 7, 8 Jedoch dieser ist es auch, dessen Namen die Leute weiter im Süden nennen, nämlich „das Pferd", sonst aber den keines anderen von den uns unbekannten [d. h.: außer „Hippos", der ja unter anderem Namen auch bei uns bekannt ist, findet sich in ihren Berichten kein Sternname der, wie Marinos behauptet, „bei uns nicht einmal genannt wird"] (S. 30 Übrigens geben ihm die Leute weiter im Süden auch den Namen „Pferd", bezeichnen aber mit diesem Namen keineswegs einen anderen uns unbekannten Stern; die Anm. 2 ist meines Erachtens zu streichen).

I 8, 1, p. 20, 24 M. αὐτός (S. 31, Z. 3 fehlt: selbst).

I 8, 4, p. 21, 21 M. lies wie p. 21, 25 ὁδεύσαντα, also: nach einem Marsch (S. 31 in einem Marsch).

I 9, 3 (S. 35 oben) vgl. Poseidonios bei Strab. II 97.

I 9, 5, p. 24, 8 M. προσαρμοσθείσης wobei . . . beigebracht worden ist (S. 35 obwohl beigebracht werden könnte); p. 24, 13 M. τὸ πέρας das Ende [der Entfernung, διαστάσεως, cf. p. 24, 7] (S. 35 die Grenze der Oikumene); p. 24, 16f. an die Möglichkeit der täglichen Wegeleistung zu glauben, ihre Verteilung [d. h. die der täglichen Wegeleistung auf die Gesamtentfernung] sowohl hinsichtlich ihrer gleichen Größe als auch ihrer [kartographischen] Ansetzung zu bezweifeln (S. 35 an die Regelmäßigkeit des Marsches hinsichtlich Leistung und Richtung jedoch nicht zu glauben); p. 24, 20 M. lies: als die (τῆς) bis zum Gleicher.

I 9, 6, p. 24, 25ff. Da aber eine derartige Erkundung (S. 35 Grundlage) nicht angestellt ist, dürfte in Anbetracht der [allein vorliegenden] primitiveren [Erkundung] (Voraussetzungen) im ganzen nur übrigbleiben zu erwägen, ob die Größe der [von Marinos angenommenen] Strecke jenseits des Äquators wohlbegründet ist (S. 35 das wahrscheinliche Maß des Hinausgehens über den Gleicher in gröberen Zügen festzustellen); vor „Agisymba" fehlt: dem Lande.

I 10, 1 So ginge es denn ganz gut an, bis dorthin, nämlich bis wohin uns die Mitteilungen derer, die dahin gereist sind, die Existenz von Aithiopen nachweist . . . (S. 36 insoweit nämlich die Berichte derjenigen, die bis dorthin gereist sind, uns von den Aithiopen Kunde geben).

I 11, 5, p. 29, 10 M. Außerdem war der Handel der Anlaß der Reise [woraus weitere Gründe der Verzögerung sich ergeben] (S. 39 Überdies wurde er gelegentlich einer Handelsreise erkundet).

I 11, 7 (S. 39, Anm. 2) vgl. auch Ed. Norden, Janus I, 1921, 182f.

I 12, 4, p. 31, 12ff. M. (πεπιστεύσθω . . .) Geglaubt sei ihm nämlich die Einheitlichkeit [Kontinuität der Strecke], weil sie auch in entsprechenden und wohlbekannten Abschnitten bereits vermessen wurde (v. Mžik S. 40 gibt die 16 griechischen Worte durch 37 deutsche wieder).

I 12, 8, p. 32, 21 M. ἀναβάντων beim Aufstieg (S. 42 bei der Hinreise)?

I 14, 1 gegen Süden, und zwar mehr nach „links" (S. 47, Z. 2); nach § 5, p. 38, 8 M. ist damit gemeint: gegen Südosten.

I 15, 6 ist zu S. 51, Anm. 3 mein Erklärungsversuch RE XIV col. 1783 (s. v. Marinos) zu vergleichen, der allerdings überflüssig wird, wenn, wie Schnabel (a. a. O. S. 75) feststellt, πρὸς λιβόνοτον in der Rezension Ξ fehlt (lies bei ihm: dann können . . . nur [statt: nicht] im gleichen Stundenabschnitt liegen).

I 15, 10, p. 41, 15 ἔτι (überdies) gehört kaum in das Marinoszitat.

I 17, 5 (S. 57, Anm. 2) zum „Südhorn" vgl. auch RE XIII, s. v. Libye, col. 174f.

I 18, 2, p. 48, 17 M. δή Nun kann (Denn).

I 18, 3, p. 49, 20f. M. wegen der schweren Benutzbarkeit und Zerteilung des Stoffes in der Anleitung (S. 60 wegen der Unbrauchbarkeit und Verworrenheit der A.).

I 19, p. 50, 22 M. τῶν ἐντυγχανόντων „nach Berichten befahrener Leute" übersetzt Berger, Wiss. Erdk. S. 645 (S. 61 derjenigen, die dar-

über etwas wissen); p. 50, 3 M. ἐποχάς (S. 61 Ortsbestimmungen) heißt meines Erachtens „Koordinaten", vgl. Ptol. Geogr. VIII 1, 1; 2, 1, p. 192, 15; 195, 15 ed. Nobbe; Syntaxis I, p. 188, 14; II p. 35, 2; 37, 24; 514, 13 ed. Heiberg. Gemin. Elem. Astr. p. 182, 18 Manitius; Usener, Mon. Germ. Hist., A. A. XIII, p. 359, Anm. 1). Dagegen ist I 18, 3, p. 49, 20 συναγωγή kaum „Koordinatenangabe" (S. 60), sondern nur „Ineinanderarbeiten, Einordnung des Stoffs in die Karte".

I 20, 2, p. 51, 22 M. ὡς ἔνι μάλιστα nach Möglichkeit (fehlt S. 62).

I 22, 1, p. 54, 23 M. ὅπως ἂν ἔχοι δυνάμεώς τε καὶ φιλοτιμίας etwa: seinem Können und Streben entsprechend (S. 64 wobei es auf seine Fähigkeit und seinen Ehrgeiz ankommt); p. 54, 29 M. ὀλίγιστον ein klein wenig (ebd.: möglichst wenig).

I 22, 2, p. 55, 2 M. στενόν schmal (dünn).

I 23, und 24, 19, p. 57, 14 und 68, 3 M. durch Rhodia (S. 66, 74 Rhodos); p. 58, 17 M. und dieselben [d. h. dieselbe Zahl von] $8^5/_{12}$ Grad vom Gleicher entfernt wie die gegenüberliegenden [nämlich $8^5/_{12}$ Grad bei entsprechend halbstündiger Breitendifferenz, vgl. p. 56, 24M.] (S. 66 und gerade $8^5/_{12}$ ebensolcher Grade vom Gleicher entfernt sein wird, wie sie nördlich von diesem gerechnet werden).

I 24, 21, p. 68, 27 M. προσκαταγράφειν noch dazuzeichnen (S. 75 nacheinander einzeichnen); p. 69, 2 καταστοχάζεσθαι abschätzt (berechnet).

II 1, 2, p. 71, 24 ἐγγυτάτω recht genau (S. 76 soweit als nur immer möglich).

II 1, 6, p. 73, 9 M.: das zweite καὶ heißt nicht „bzw.", sondern bezieht sich auf τῆς αὐτῆς (lin. 7), also „wie". Wie in Müllers lateinischer Übersetzung ist der Chiasmus nicht erkannt, der sich allerdings in modernen Sprachen kaum nachahmen läßt; wörtlich lautet die Stelle: Wir werden dieselbe Anordnung befolgen bei jedem Erdteil hinsichtlich seiner Teile in bezug auf das ganze Land wie in bezug auf die gesamte Oikumene hinsichtlich ihrer [der Erdteile].

II 1, 8, p. 73, 31 κατὰ τὸν αὐτὸν τρόπον in derselben Weise (S. 78 ordnungsgemäß).

Diese kleinen Ausstellungen können das günstige Urteil über den Wert der Übersetzung um so weniger beeinträchtigen, als sie meist nur die äußere Form betreffen, während der Inhalt und Zusammenhang stets richtig verstanden ist. Es ist zu hoffen, daß die weiteren Lieferungen des Werkes in kurzen Abständen erscheinen werden. Alle seine Teile, besonders auch der letzte, der die Karten enthalten soll, werden die Kenntnis des Werkes des alexandrinischen Geographen erweitern und vertiefen.

Dagher, Joseph A.: L'Orient dans la Littérature Française d'après guerre 1919—1933. Préface du R. P. Cl. Chanteur S. J. Ouvrage subventionné par le Gouvernement Libanais. Beyrouth: E. Angélil 1937. (IV, XIII, 304 S.) gr. 8°. Fr. 80 —.
Bespr. von Wolfgang Haag, Berlin.

Da es leider keine orientalistische Gesamtbibliographie mehr gibt, müssen wir für alle Teilsammlungen dieser Art dankbar sein. Sie können den Wunsch nach einer orientalischen oder zum mindesten vorderasiatischen Bibliographie nicht erfüllen, im Gegenteil, durch diese einige Teilgebiete der Orientforschung behandelnden Bibliographien wird das Desiderat nach einer umfassenden Bibliographie immer wieder zum Bewußtsein gebracht. Ob die Erfüllung einmal kommen wird?

Mit der vorliegenden Arbeit legt uns ein syrischer Bibliothekar eine Titelsammlung über einen sehr wesentlichen Teil des Vorderen Orients vor. J. D. ist ancien élève der École des Chartres, einer Schule, der wir manchen berühmten Bibliothekar und Archivar verdanken. D. hat darauf an der École des Bibliothécaires sein Bibliotheksexamen bestanden und ist nun Conservateur adjoint an der Bibliothèque Nationale de Beyrouth.

Auf Grundlage der zahlreichen Veröffentlichungen, die der Verf. registrierte, kann er mit Recht in seiner Einleitung behaupten: «Jamais l'Occident n'avait été aussi attentif qu'il ne l'est de notre temps aux choses de l'Orient, au devenir des États et des Peuples, qui y évoluent.» Freilich ist dieses Interesse, soweit es Frankreich betrifft, nicht rein idealistisch, sondern auch stark materiell durch die Mandate bedingt. Deswegen will auch diese Bibliographie vor allem den Ländern unter französischem Mandat dienen. Sie will eine Fortsetzung und ein «Complément» des Werkes «Elements de Bibliographie Française de Syrie» von M. P. Masson sein, das im Jahre 1919 für den Congrès Français de Syrie in Marseille geschrieben wurde.

Hoch anzuerkennen ist es, daß der Verf. sich eifrig um die Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen bemüht hat, wofür er über 100 Zeitschriften exzerpierte. Für die Sammlung der Bücher hat er die Kataloge der wichtigsten Bibliotheken ausgeschöpft.

Die vorliegende Bibliographie ist in ihrem Hauptteil alphabetisch geordnet (S. 1—195), allerdings ist bei zwei und mehr Verfassern eines Werkes keine Verweisung von dem zwei-

ten auf die Hauptaufnahme gemacht, was das Auffinden erschwert. S. 196—230 folgt ein Verzeichnis der anonymen Schriften. S. 231—272 bringen ein systematisches Verzeichnis, das in zwei Hauptteile (S. 231—253: Généralités. S. 254—72: Partie spéciale) eingeteilt ist. Hier ist es begrüßenswert, daß die Nummern der Bücher und der wichtigsten Aufsätze unterstrichen sind. Dem systematischen Verzeichnis schließt sich von S. 273—300 ein Stich- und Schlagwortverzeichnis an. Darauf folgt auf leider nur einer Seite das Verzeichnis der „Errata", und hiermit wird der wunde Punkt der Arbeit berührt. Vor allem sind es die Druckfehler in der Angabe der Seitenzahlen von Zeitschriftenaufsätzen, die die Auffindung sehr erschweren, wenn nicht ganz unmöglich machen. (Z. B.: Nr. 1238 lies: p. 188 für 178. Nr. 1217 lies: Syria 1927 p. 277—301 für: Syria 1928 p. 5—24. Nr. 2132 lies: 202—211 für 202—220. Nr. 4134 lies: 233 für 235 usw.) Von den einzelnen Zeitschriftenbänden ist manchmal Nummer und Jahr, manchmal nur das Datum und manchmal gar nichts angegeben. Die Aufzählung der Aufsätze ist aus keinem ersichtlichen Grunde nicht komplett. (Es fehlt z. B. Syria 8/1927 p. 113—25 ⟨Dussaud⟩. Ibid. 163—68 ⟨Cumont⟩. L'Asie française 1928: p. 264—66 ⟨Laurent de Sercey⟩. Von anderen Druckfehlern muß man schweigen, denn ihre Zahl ist sehr groß. Zwar hat der Verf. einen Schlüssel der benutzten Abkürzungen gemacht, hält sich nur nicht daran (z. B. Nr. 2, 97, 132, 163, 168, 233 usw.). Daneben benutzt er aber auch Abkürzungen, die er nicht im Verzeichnis hat (Nr. 177, 179, 183). Die Reihenfolge des Alphabets ist nicht streng durchgeführt (z. B. Nr. 97/98, 139/140, 191/192, 4616/17 usw.). Unverständlich ist ferner das Fragezeichen bei Nr. 137. Im Catalogue général de la Librairie Française 1921—25 Bd. 31 (A—G) p. 16 steht unter Aimond (Ch.) der genaue Titel.

Auch in der für eine Bibliographie so wichtigen Zeichensetzung findet man im vorliegenden Werk eine ziemliche Willkür.

Dankbar wäre man dem Verf., wenn er in der angekündigten neuen Bibliographie größere Sorgfalt zeigte. Für die vorliegende Arbeit aber kann man ihm danken; denn eine Bibliographie zu schreiben, ist immer ein schweres und für den Verf. meist undankbares Unternehmen.

Ägyptologie.

Roeder, M. Günther: Les Temples immergés de la Nubie. Der Felsentempel von Bet El-Wali. Le Caire: Impr. de l'Institut Français d'Archéologie Orientale 1938. (X, 180 S., 197 Textabb., VI und 62 Taf., 1 Lageplan). 2° = Publ. du Service des Antiquités de l'Égypte. P. T. 385 —. Bespr. von H. Bonnet, Bonn.

Im Bezirk des nubischen Dorfes Kalabsche liegt unweit der Ruinen des alten Talmis ein Felsentempel, der von Ramses II. angelegt wurde und Bet el Wali genannt wird. Er ist bescheiden in seiner Anlage und in seinen Maßen, aber doch wohl bekannt. Denn die langgestreckten Wände des Vorhofes sind mit Schlachtbildern geschmückt, die zwar nicht durch ihren historischen Gehalt, aber durch ihre bewegte Darstellungsweise ausgezeichnet sind. Als bedeutsame Zeugnisse für das künstlerische Schaffen der Ramessidenzeit sind sie oft abgebildet worden.

R. legt nunmehr eine Publikation des gesamten Tempels vor. Sie ist von der ägyptischen Altertümerverwaltung veranlaßt worden, welche die durch den Stau des Nils bedrohten Denkmäler Nubiens aufnehmen ließ, und bereits in den Jahren 1907/09 entstanden. Die Anlage ist durch die Richtlinien der nun schon in einer stattlichen Anzahl von Bänden vorliegenden Publikationsreihe der «Temples Immergés» bestimmt. Da es auf eine genaue Bestandsaufnahme abgesehen ist, wird der gesamte Bildschmuck des Tempels in Tafeln vorgelegt. Sie genügen vollauf den Ansprüchen, die man billigerweise stellen kann, werden aber doch von den Aufnahmen der Schlachtbilder übertroffen, die Wreszinski in seinem Atlas II, 163—168 vorlegt. Roeder erwähnt sie in seinem sonst sehr ausführlichen Literaturverzeichnis nicht. Darum sei hier besonders auf sie verwiesen. Sie sind auch insofern wertvoll, als sie durch weitgehende Zusammenfassung der einzelnen Abschnitte einen Überblick über das Ganze erleichtern.

Der Text bietet eine knappe Darstellung der baulichen Anlage, bei der man, wie übrigens auch bei den anderen Bänden, hier und da wohl die Mitarbeit eines Architekten vermißt, sowie eine ausführliche Beschreibung der Bilder. In ihr bewährt R. die bis ins einzelne gehende pedantische Gründlichkeit, die man an ihm kennt. Zeichnungen, die durch Punktierungen und Strichelungen die Farben verdeutlichen, bieten dabei dem Leser eine dankenswerte Hilfe.

Über die Beschreibung greift ein Abschnitt hinaus, in dem R. die Baugeschichte des Heiligtums zu erhellen sucht. Er unterscheidet vier „Bauperioden"; sicher zu Unrecht. Denn das Durchbrechen bzw. das Versetzen kleiner Nebeneingänge — und stärkere Eingriffe vermag R. nicht nachzuweisen — gibt doch nicht das Recht, von Bauperioden zu reden. Und ebensowenig tut es die Tatsache, daß ein Teil

des Bildschmuckes in erhabenem, ein anderer in vertieftem Relief angelegt ist. Man könnte wohl allenfalls daraus schließen, daß sich die Ausschmückung längere Zeit hinzog und dann in einer anderen Technik zu Ende geführt wurde. Aber dann würde man übersehen, daß das eingesenkte Relief seine besonderen Werte hat. Sie liegen in der stärkeren Licht- und Schattenwirkung beschlossen. Es verdient darum Beachtung, daß es gerade auf der von der Sonne getroffenen nördlichen Innenwand des Vorhofes steht und auf die südliche nur eben übergreift. Wreszinski hat bereits darauf hingewiesen, daß in thebanischen Gräbern die beiden Reliefarten entsprechend verteilt sind. Die Verschiedenartigkeit der Technik ist also offenbar wohl überlegt und damit doch wohl schon in dem ursprünglichen Plan eingeschlossen.

So wird denn der Tempel in einem Zuge erbaut und ausgeschmückt worden sein und zwar, wie die Form des Königsnamens zeigt, im Anfang der Regierung Ramses II. Denn die jüngere Form, nach der R. seine dritte Bauperiode absondert, findet sich nur in wenigen, nachträglich eingesetzten Inschriften. Natürlich werden auch bei einer gleichzeitigen Herstellung des Bildschmuckes verschiedene Künstlerhände an ihm beschäftigt gewesen sein. R. greift darum ein dankbares Thema auf, wenn er nach Stilunterschieden Ausschau hält. Freilich geht er ihnen nicht eigentlich nach; er beschränkt sich auf einige wenige, „wahllos herausgegriffene Kennzeichen", die er selbst nur als „Hinweise" verstanden wissen will. Ob sie sich einmal fruchtbar erweisen werden, will mir zweifelhaft scheinen. Jedenfalls wird eine stilkritische Untersuchung anders angesetzt werden müssen. Mit einer tabellarischen Zusammenstellung äußerer Merkzeichen, wie sie R. vornimmt, kommt man schwerlich zum Ziel.

Petropulos, Georgios A.: **Papyri Societatis Archaeologicae Atheniensis** (P. S. A. Athen). Athen: Academia Scientiarum Atheniensis 1939. (XXV, 469 S., XXIV Taf.) 4° = Acad. Scient. Atheniensis, Tome I. Bespr. von E. Seidl, Greifswald.

Griechische Gelehrte haben sich schon immer an der Erforschung der griechischen Urkunden aus Ägypten beteiligt, doch ist es nun das erstemal, daß wir auch eine umfangreiche Papyruspublikation aus Griechenland bekommen. Petropulos, schon durch mehrere verdienstliche Werke als Rechtshistoriker und Papyrologe eingeführt, legt hier die Sammlung der Athener archäologischen Gesellschaft vor und widmet den Band seinem deutschen Lehrer Paul Koschaker zum 60. Geburtstag. Wenn man im Auge behält, daß hier zum ersten Male der griechischen gelehrten Welt in ihrer Sprache eine griechische Sammlung vorgelegt werden sollte, so wird man billigerweise darüber hinwegsehen, daß die neue Veröffentlichung nicht ein nach Fundort und Zeit völlig abgerundetes Ganzes darstellt, wie dies Walter Otto auf dem Oxforder Papyrologentag und wiederholt in den letzten Jahren von den künftigen Papyrusausgaben gefordert hat. Auch andere neue Erscheinungen haben ja diesen Wunsch nicht erfüllt. Die Sammlung ist im Handel erworben; bei mehreren Stücken bleibt eine genaue Feststellung des Herkunftsortes unmöglich. Immerhin kommt die Ausgabe den Wünschen Ottos ziemlich nahe: die Urkunden stammen im großen und ganzen aus dem Faijûm und gehören in der Hauptsache den ersten drei Jahrhunderten der römischen Herrschaft in Ägypten an. Für diese Epoche ist die Sammlung vielseitig und reichhaltig; die Publikation eignet sich also vorzüglich dazu, als Einführung in die Papyrologie zu dienen; die wenigen Stücke der Ptolemäer- und Byzantinerzeit runden das Bild gerade für diesen Zweck gut ab. Petropulos hat jede Urkunde mit einem eingehenden Kommentar versehen, der eine vorzügliche Beherrschung der Literatur und der parallelen Texte verrät. Alle rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen Fragen, die zur Erklärung der Papyri etwas beitragen, sind darin erörtert. Namentlich die Zusammenstellungen der bisher bekannten Urkunden zum gleichen Thema sind für jeden Papyrusforscher sehr bequem. So vermag ich mir vorzustellen, daß dieses Buch im griechischen Universitätsbetrieb gute Dienste tun wird. Wir wollen wünschen, daß es dazu diene, der Papyruskunde tüchtigen Nachwuchs aus Petropulos' Schule zuzuführen, so daß wir Griechenland noch öfter mit solchen sorgfältigen Papyruseditionen vertreten sehen!

Die vorgelegten Stücke haben teilweise privatrechtlichen Inhalt. Unter ihnen bemerken wir einen Vertrag, der von Pflegeeltern mit einer Amme für ein vom Kehrichthaufen aufgelesenes Kind abgeschlossen wird. Mehrere Urkunden beleuchten die Grundstückspacht, andere enthalten Darlehensgeschäfte mit Verpfändungen. Käufe aller Art werden abgeschlossen; auch ein Testament fehlt nicht. Das öffentliche Recht dagegen muß man zur Erklärung des Papyrus heranziehen, in dem Liturgen (Personen, die dem Staat Dienste nach Art einer Steuer zu leisten haben) ihre Verpflichtungen eidlich bekräftigen. Drei Stücke zeigen uns die Tätigkeit der Ärzte im öffentlichen Interesse, so etwa bei der Feststellung der Verletzungen des Opfers eines Raubüberfalles.

Auch das Steuerwesen kommt nicht zu kurz. So erhalten wir eine Anzeige, daß ein Grundstück von der Überschwemmung nicht erreicht wurde (und daher als unfruchtbar in diesem Jahre nicht zur Steuerleistung herangezogen werden konnte), ferner Steuerregister, die teils nach Grundstücken, teils nach Personen geordnet sind. Hierzu kommen noch Rechnungen und Briefe. Zusammen mit den ptolemäischen und byzantinischen Texten sind es 70, großenteils bisher nicht veröffentlichte Stücke.

Die wirtschafts- und allgemeingeschichtlichen Fragen, die bei diesen Urkunden gestellt werden müssen, hat der Herausgeber, wie erwähnt, nicht vernachlässigt. Ein besonderer Reiz der frührömischen Papyri liegt aber in der Aufgabe, das in ihnen enthaltene Recht nach der Frage zu untersuchen, ob es römischer, griechischer oder ägyptischer Herkunft ist. Nr. 16, z. B., ist ein Pachtvertrag aus der Zeit des Kaisers Tiberius. Das verpachtete Grundstück ist ein sog. Katökenkleros, also eines von den Grundstücken, die einst die ptolemäischen Könige an Soldaten zu Lehen gaben, die aber von diesen im Laufe der Zeit wie Eigentum behandelt wurden, insbesondere in der römischen Epoche, als die militärische Bedeutung des Lehens hinfällig geworden war. Auch die Form des Pachtvertrages hat sich gegenüber dem ptolemäischen Formular nicht geändert. Die Klausel ἡ συγγραφὴ κυρία ἔστω kann Petropulos sogar ins altgriechische Recht zurückverfolgen. Römisches Recht finden wir nicht. Von dem Dogma, daß aller ägyptische Boden Eigentum des römischen Volkes sei, an dem der Private nur einen Nießbrauch haben könne, begegnet kein Niederschlag. Nichtsdestoweniger ist auch eine solche Urkunde ein Beweis für die Staatskunst der Römer: sie begehrten eben nicht dem unterworfenen Volke ihr Recht aufzudrängen, sondern ließen es nach seinem Rechte weiterleben, soweit ihre Interessen dadurch nicht berührt wurden. Diese Staatskunst haben uns erst die Papyri aus Ägypten genauer erkennen lassen. Sie wird uns immer deutlicher, je mehr wir Papyri aus der Römerzeit bekommen, und so danken wir dem Herausgeber für die Vermehrung unseres Materials, die er noch dazu in so gründlicher Verarbeitung bietet.

Keilschriftforschung.

Przeworski, Dr. Stefan: **Die Metallindustrie Anatoliens in der Zeit von 1500—700 v. Chr.** Rohstoffe, Technik, Produktion. Leiden: E. J. Brill 1939. (XII, 206 S., 149 Abb. auf 22 Taf., 2 Ktn. 8 Tabellen.) 4° = Intern. Archiv f. Ethnographie hrsg. von A. W. Nieuwenhuis u. J. H. Holwerda. Band XXXVI, Suppl. fl. 16 —. Bespr. von Franz Hančar, Wien.

Nachdem K. Bittel mit seinem Werk „Prähistorische Forschung in Kleinasien" (Istanbuler Forschungen Band 6, Istanbul 1934) den begrüßenswerten Anfang einer Zusammenschau des ältesten urgeschichtlichen Materials Kleinasiens begonnen hat, ist es nun erfreulich, daß St. Przeworski in Fortsetzung dieser Arbeit an die Zusammenfassung und Ordnung der bisher gewonnenen metallzeitlichen Funde aus der Zeit von ungefähr 1500—700 v. Chr. herangegangen ist. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie mühselig eine solche Arbeit ist sowohl hinsichtlich der Sammlung des umfangreichen, auf viele Museen verstreuten und mitunter ganz unansehnlichen, aber wichtigen Materials, als auch hinsichtlich der Ordnung und Verarbeitung der zahlreichen Gegenstandstypen; ich weiß auch, wie schwer es ist, daraus überhaupt zu einer Synthese zu gelangen. Aber solche Arbeit ist notwendig, und Przeworskis Werk gleicht damit für Kleinasien jene Einseitigkeit der Forschung aus, die sich im unverbundenen Nebeneinander jüngster, ausführlicher Grabungsberichte und dem völligen Mangel an Veröffentlichungen älterer, wichtiger Museumsbestände darstellt.

Methodisch überwiegt in Przeworskis Arbeit die typologische Untersuchung als einzig gangbarer Weg bei der Auswertung von Zufallsfunden zur Schaffung einer vorläufigen urgeschichtlichen Zusammenschau. Doch überschätzt Przeworski offensichtlich die zeitbestimmende Kraft der typologischen Ähnlichkeiten und versäumt meines Erachtens vielfach, bei seinen chronologischen Feststellungen deren hypothetischen Charakter zu betonen.

Der Darlegung des Stoffes schickt Przeworski eine Bibliographie und eine Einleitung voraus. In der umfangreichen Bibliographie gibt er weit ausgreifend, wenn auch selbstverständlich nicht völlig lückenlos, so jedenfalls gut brauchbar, eine übersichtliche Zusammenstellung der einschlägigen Fachliteratur. Die Einleitung legt Geschichte und Stand der Erforschung des ur- und frühgeschichtlichen Anatoliens dar, bringt Problemstellung und Ziel des Werkes, weist die Quellen der Forschung samt den einschränkenden Schwierigkeiten ihrer Benützung auf und setzt schließlich die zeitlichen und räumlichen Grenzen der Arbeit fest.

Ausgehend von der Erkenntnis, daß die urgeschichtlichen Metallfunde als Verkörperung des ganzen Vorganges von der Rohstoffgewinnung bis zur Fertigstellung der Erzeugnisse technisch und wirtschaftlich sehr aufschluß-

reich sich erweisen und vielseitig auszusagen vermögen über bergmännische Ausbeutung der Erze und Verhüttung des Metalls, über die Beschaffung des Rohstoffes durch den Handel, über die Bearbeitung des Metalls oder der Legierung in den Schmiede- oder Gießereiwerkstätten zu fertigen Gebrauchsgegenständen, über den Umfang der wirtschaftlichen Auswertung und den Grad der technischen Beherrschung der bekannten Metalle, über die Mannigfaltigkeit der behandelten Rohstoffe und der angewendeten Werkarten, über die Zusammensetzung des Typenschatzes sowie über den Formenreichtum und die ästhetische Ausgestaltung der Erzeugnisse, ausgehend also von dieser großen Bedeutung der urgeschichtlichen Metallgegenstände, stellt Przeworski die in den Kapiteln I—III gebotene Materialdarlegung unter die Gesichtspunkte Rohstoff, Technik und Produktion.

In Kapitel I „Die Bronzeerzeugnisse" behandelt Przeworski die anatolischen Bronzefunde aus der Zeit von 1500—700 v. Chr. nach den vorkommenden Typen der Flachbeile, der Streitäxte mit halbkreisförmigem Klingenblatt, der Schaftrohr- und Schaftlochäxte, der Doppelklingen, der Breithacken mit transversalem Stielloch, der Meißel, der Tüllengeräte, der Geräte mit Schaftlappen, der Messer, Dolche, Krummwaffen, Schwerter, Sicheln, Pfeilspitzen Lanzenspitzen, Lanzenschuhe, des Pferderüstzeuges, der Wagenbeschläge, der Gürtelbleche und Fibeln. Der Verf. bemüht sich dabei um die Klarstellung der Typen, um die Festlegung ihres erstmaligen Auftretens auf der kleinasiatischen Halbinsel, um die Erkennung ihrer Verbreitung im übrigen Vorderasien, im Mittelmeer- und Pontusgebiet sowie um die Erschließung ihrer Ursprungsländer.

Kapitel II „Die Bronzetechnik" handelt im 1. Abschnitt „Die Kupferlegierungen" von den Rohstoffen Kupfer, Zinn, Blei, Nickel, Antimon, Zink, Arsen und Eisen im Hinblick auf ihr bodenständiges Vorkommen in Anatolien sowie im Hinblick auf ihre urgeschichtliche Verwendung nach den vorhandenen chemischen Analysen alter kleinasiatischer Bronzen. Der Verf. zieht hier wiederholt und eingehend die Ergebnisse der Keilschriftforschung und auch die metallurgischen Verhältnisse der Nachbargebiete zur Beleuchtung der altkleinasiatischen Handelsverbindungen heran, während er im 2. und 3. Abschnitt das eigentlich Technische des Bronzegusses und der Bronzebearbeitung ebenfalls in ständigem Ausblick auf die benachbarten Völker darlegt.

Im Kapitel III „Die Anfänge der Eisenindustrie" geht Przeworski erst nach einem Überblick über die Anfänge der Eisenindustrie in Iran, Kaukasien, Mesopotamien, Syrien, Ägypten, auf Kypern, in der Ägäis, auf dem Ostbalkan und in Südrußland auf die anatolischen Eisenfunde, auf die anatolische Eisengewinnung und Eisentechnik ein.

Kapitel IV „Die anatolische Metallindustrie in der Zeit von 1500—700 v. Chr." bietet deren Gesamtbetrachtung in historischer Perspektive und im Hinblick auf ihren Entwicklungsgang. Diese Zusammenschau und historische Auswertung ist vielseitig und weiträumig. Es befremdet hierbei den Fachmann nur hinsichtlich der verwendeten Datierungen, daß selbst bei vielumstrittenen Zeitansätzen (Troja II, Maikop, Alaca Höyük . . .) ohne jegliche Beweisführung, auch ohne Erwähnung der noch bestehenden Unsicherheit eine strikte zeitliche Einreihung als feststehend gebracht wird, was irreführend wirken kann. Weiter kann ich mich auch nicht für eine Einführung des von Przeworski geprägten Fachausdruckes „chalkosiderisch" aussprechen. Przeworski will damit jene Entwicklungsstufe benennen, die durch das Zusammenleben von Kupfer und Eisen, durch die gleichzeitige Fabrikation von bronzenen und eisernen Gebrauchsgegenständen sowie durch die verschiedenartige Kombination von Bronze und Eisen in einem Metallerzeugnis gekennzeichnet wird (s. Dipylon, Villanova, Hallstatt). Die Notwendigkeit, die Bezeichnung „früheisenzeitlich" zu verbessern, ist nicht so dringend, daß man dafür einen neuen, nicht ansprechenden, fremdsprachlichen Fachausdruck einbürgern müßte.

Diese Einwände sollen keineswegs den Wert des besprochenen Werkes als einen Schritt vorwärts in der Beleuchtung des alten Orients schmälern. Das mühsam zusammengetragene Material wird vielen nützlich sein.

Sturm, Josef: **Der Hettiterkrieg Ramses II.** Wien: Ahnenerbe-Stiftung-Verlag 1939. (V, 205 S.) 8° = Beih. z. „Wiener Zeitschr. für die Kunde des Morgenlandes", 4. Heft. RM 12 —. Bespr. von Johannes Friedrich, Leipzig.

Als ein tückisches Geschick Josef Sturm in der Blüte der Jugend und aus großen wissenschaftlichen Plänen heraus dahinraffte, hinterließ er seine Dissertation in so gut wie druckfertiger Form. Von Freundeshand ist nun diese erste und einzige größere Arbeit Sturms in dem hier angezeigten Buche ohne die allerletzte Feile[1] veröffentlicht worden.

1) Mir sind bei der Lektüre allerdings kaum Unebenheiten aufgefallen. Vgl. höchstens Anm. 10 (lies „Einfälle nach Amka durch Lupakkiš") und Anm. 12 (lies „Rās Šamrā Nr. 2").

Sturm gehörte zu den seltenen Forschern, die sowohl auf ägyptischem wie auf keilschriftlichem Gebiete selbständig arbeiten können. Das bewiesen die Aufsätze, die er während seiner allzu kurzen wissenschaftlichen Tätigkeit geschrieben hat, und das zeigt auch die vorliegende Schrift, deren Ausarbeitung ordentliche philologische Kenntnisse auf beiden Gebieten verlangt und die der Ägyptologe wie der Hethitologe mit gleichem Nutzen lesen wird. Sturms Vielseitigkeit ist aber mit seinem philologischen Können auf zwei Gebieten nicht erschöpft; seinen guten historischen Blick zeigten schon seine Aufsätze zur Datierung der Amarnabriefe in Klio 26 (1932) S. 1ff. und zur Person des Pharao Pipḫururia in Revue Hittite et Asianique 2 (fasc. 13, 1933) S. 161ff. Das vorliegende Buch läßt erkennen, daß sich Sturm auch in der Kriegswissenschaft gut umgesehen hat und die dort erworbenen Kenntnisse für seine altorientalischen Studien in einer Weise zu verwerten wußte, die auf diesem in der Hauptsache von Philologen bearbeiteten Gebiete einzig dasteht und höchstens in Kromayers Arbeiten zu den Schlachten des klassischen Altertums ihr Gegenstück hat. Den Kern des hier angezeigten Buches bildet nämlich eine neue, sehr eingehende Analyse des Feldzuges vom 5. Jahre Ramses II. und dessen wichtigster Schlacht, der Schlacht von Qadesch, wie man gewöhnlich sagt, bzw. von Qiṭša, wie mit größerem Rechte Sturm sagt[1].

Den politischen Zweck des Krieges findet der Verf. in dem Streben beider Partner, ihren syrischen Besitzstand vor der Bedrohung durch den Gegner zu schützen. Das militärische Ziel ist demnach für beide Teile die Eroberung weiteren syrischen Gebietes und nicht etwa des feindlichen Kernlandes. Ramses Feldzugsplan ist offensiv und geht auf Eroberung des nordsyrisch-hethitischen Hinterlandes mit den Hauptzentren der hethitischen Macht in Syrien. Sein Gegner Muwattalli dagegen war auf die Defensive eingestellt; seine Absicht war, erst einmal die Stoßkraft des Gegners zu schwächen, dann mit frischen Kräften nachzustoßen und womöglich das zu Ägypten abgefallene Land Amurru wiederzuerobern.

Quellen sind vor allem die zwei ägyptischen Nachrichten, die ausführlichere, bisher meist als „Gedicht", früher fälschlich sogar als „Epos" bezeichnete, die Sturm vielmehr „Qiṭša(-Schlacht-Text) A" nennt, und die kürzere, der sogenannte „Bericht" oder mit Sturm „Qiṭša(-Schlacht-Text) B". Nach Schätzung der Streitkräfte geht der Verf. zur eigentlichen Schlacht über und kann bei deren Analyse verschiedene Ungereimtheiten der bisherigen Darstellungen ins Reine bringen.

Die Hethiter wollten das ägyptische Heer auf dem Marsche überfallen, daher ihre gedeckte Stellung hinter Qiṭša, daher die Kriegslist mit den angeblichen Überläufern. Der Pharao dachte wohl an eine Belagerung von Qiṭša (aber nicht an einen Handstreich auf die Festung) und ließ deshalb von den vorn marschierenden Korps ein Lager aufschlagen. Da erfolgte, kaum daß Ramses durch Gefangene die Nähe der Hethiter erfahren hatte, der hethitische Streitwagenangriff, der das ägyptische Rē-Korps völlig zersprengte und bis in das ägyptische Lager vordrang, dort aber zum Stehen gebracht werden konnte. Von einer regelrechten Plünderung des ägyptischen Lagers durch die Hethiter steht kein Wort in den Texten, ebenso wenig hat Ramses sein Heil in einem Durchbruch nach dem Flusse hin gesucht. Vielmehr gelang es den anrückenden ägyptischen Verstärkungen, nicht nur den hethitischen Angriff abzuschlagen, sondern auch die Angreifer in den Orontes zu treiben.

Die Schlacht von Qiṭša war also ein ägyptischer Sieg, allerdings über nur einen Teil des tatsächlich verfügbaren hethitischen Heeres. Die strategische Situation nach der Schlacht war also für die Hethiter mit ihren noch ungenutzten Kräften günstiger und führte sogar zu der Wiedereroberung von Amurru. Die hethitischen Erfolge der nächsten Jahre sind in Aufständen in Palästina gegen Ägypten zu erkennen, und erst allmählich kann Ramses wieder bis an oder in das hethitische Interessengebiet vordringen. Nach acht kriegsfreien Jahren erfolgt in Ramses' 21. Jahre der Friedensschluß mit Ḫattušili III. auf Grund des status quo ante, er brachte also den Hethitern die größeren Vorteile.

1) Die alte Aussprache des Ortsnamens geht darauf zurück, daß man in dem *ki-id-ša* (*ki-it-ša*, *ki-iṭ-ša*?) bzw. *ki-id-ši* u. ä. der Amarnabriefe anfangs die aus dem AT bekannte galiläische Stadt Qadesch zu finden glaubte. Die Schreibung mit *ṭ* gewinnt Sturm aus *qṭš* in den Ras-Schamra-Texten.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Hempel, Johannes: **Politische Absicht und politische Wirkung im biblischen Schrifttum.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1938. (48 S.) 8° = Der Alte Orient, Band 38, Heft 1. RM 1.80. Bespr. von W. Zimmerli, Zürich.

Im vorliegenden Heft des „Alten Orient" sucht H. dem Gesetz der Inkongruenz von politischer Absicht und politischer Folge als einem Gesetz des religiösen Lebens nachzugehen. Es handelt sich dabei um die Tatsache, daß reli-

giöse Stellungnahme ganz gegen ihre eigene Absicht politische Wirkungen auslösen kann. Diese Erscheinung wird am biblischen, genauer am alttestamentlichen Schrifttum, dem zu Eingang und Schluß die Stellung Jesu gegenübergestellt wird, verfolgt.

In drei Kreisen wird zunächst allgemein die enge Verbindung des Religiösen und des Politischen im alten Israel aufgewiesen. Der alttestamentliche Glaube hat von seinen Anfängen an bis zu den Ausgängen in Mischna und Talmud engste Beziehung zum Recht, dessen Hüter Jahve ist. Im besonderen wacht Jahve über dem alten karitativen Recht, die Weiterbildung der staatlichen und sozialen Verhältnisse zwingt den Verfechtern dieses alten Jahverechtes gelegentlich geradezu revolutionären Charakter auf. Alttestamentlicher Glaube trägt weiter die enge Bindung an die Geschichte in sich. Nicht in der Natur, sondern im geschichtlichen Bund ist Israel mit seinem Gotte zusammengekommen. Die politische Sphäre des geschichtlichen Kampfes, die ethische Entscheidung der Volksführer trägt darum volles Gewicht. Hier geht es um Gehorsam oder Ungehorsam, hier gilt Jahves klares Gebot. Das führt weiter zum Dritten, zur Bedeutung des vor allem vom Gottesmann ausgerichteten Gotteswortes als eines geschichtsgestaltenden Prinzips. Jahves Wort kündet nicht nur Geschehen an, es wirkt Geschichte. Das vom Gottesmann ausgerichtete Wort bekommt dadurch eminent politische Bedeutung.

Von diesem äußeren Befund her drängt sich die weitere Frage auf, wie es denn nun mit der Innenseite, der eigenen politischen Absicht des einzelnen Charismatikers und Wortträgers steht. Ist er, wie es vor allem Winckler verfochten hat, der verkappte Politiker? Oder ist die von Weinrich im Gefolge Troeltschs vertretene Gegenthese, die vom religiös-utopischen Charakter der „prophetischen Politik" redet, und die Propheten im Grunde der politischen Sphäre entnimmt, im Recht? H.s weitere Ausführungen zeigen, daß seine Antwort der Weinrichschen These nahesteht. Der Charismatiker ist nur von seinem religiösen Ausgangsorte her recht zu verstehen. Das wird auf verschiedenen Wegen verdeutlicht. Wir haben die eigentümliche Tatsache des Nebeneinanders einer Heils- und Unheilserwartung der Charismatiker vor uns, die sich in der Verschiedenheit der politischen Erwartung Ausdruck schafft. Diese Verschiedenheit ist nicht von einer größeren oder kleineren sittlichen Bewährung des Charismatikers her zu erklären, sondern hat ihren Grund in der Polarität des alttestamentlichen Gottesglaubens selber. Die „Gerechtigkeit" des im Bunde mit Israel verbundenen Gottes bedeutet auf der einen Seite das Einstehen des Gottes für sein Volk zum Heil seines Volkes. Sie enthält aber auf der anderen Seite auch immer die gegen die Sünde einschreitende Heiligkeit des Gottes. Von da her wird deutlich, daß das Nebeneinander einer nationalen Heilsprophetie und einer scheinbar anationalen Unheilsprophetie nicht durch moralische Kategorien erklärbar ist, sondern ihren Grund im alttestamentlichen Glauben selber hat. Ebensowenig läßt sich diese Doppelheit der Verkündigung aufspalten in eine persönlich-menschliche Bindung des Wortträgers an das eigene Volk, dem auf der anderen Seite die Bindung an den Gotteswillen gegenübersteht. Vielmehr ist auch die Bindung an das Volk gänzlich vom Glauben an Jahve her begründet. So sind denn auch die politischen Worte der Propheten nie auf ein politisches Programm hin, sondern immer auf den religiösen Gehorsam als solchen ausgerichtet. Von da her erklärt sich die auffällige Wahrnehmung, daß die Propheten wenig praktisch-konkrete Forderungen über gewisse allgemeine ideale Formulierungen hinaus aufstellen. Glaube, Gehorsam sind die einzig wahre Politik. Die Katastrophe von Megiddo zeigt das Utopische solcher religiösen Politik. Erst die Reichsgottesbotschaft Jesu bringt nach H. die völlige Entpolitisierung, den Verzicht auf den Gottesgehorsam als politisches Mittel — wobei freilich auch hier noch deutlich wird, daß auch dieser völlig entpolitisierte Glaube ungewollt indirekte politische Nebenwirkungen zeitigen kann.

Die mit reichen Anmerkungen und Hinweisen auf die neueste Literatur unterbauten Ausführungen H.s bieten auf knappem Raum eine Fülle von Material zu dem behandelten bedeutsamen Thema. Die grundsätzliche Verflochtenheit des alttestamentlichen Glaubens ins konkrete politische Volksschicksal hinein ist eindrücklich aufgewiesen. Die Stelle, an der ich H.s Darlegungen gegenüber eine Frage anzumelden hätte, liegt nicht so sehr bei der Darstellung des alttestamentlichen Tatbestandes, als bei seiner Entgegensetzung zur Haltung Jesu. Ganz gewiß ist es zunächst an dieser Stelle ganz klar, daß Jesus nicht an den Bau eines irdischen Reiches denkt. Daß darum der Gottesgehorsam nie den Wert eines Mittels zur Erreichung politischen Erfolges haben kann. An die Stelle des äußeren Rechtes ist, wie H. sagt, das Gesetz des Geistes getreten. Aber ragt nicht auch dieses Gesetz des Geistes in seinen Forderungen viel stärker in die konkrete äußere Entscheidung des Menschen hinein, als es H. haben will? Kann nicht auch hier — um

nur eines herauszugreifen — die vom Gesetz des Geistes ja noch viel dringlicher geforderte caritas, die nicht nur Liebe in der Innerlichkeit, sondern Liebe in der Gemeinde, Liebe am Nächsten, wer er auch sei, fordert, direkte politische Wirkung haben, in direkten Konflikt mit der politischen Sphäre geraten? So daß es schon hier zur Antithese von Acta 5, 29 kommt, und die politische Wirkung sich nicht erst in einer fernen, indirekten Nachwirkung einstellt? So daß auch von der echten Verkündigung Jesu her, die weiß, daß es um ein ganz anderes Reich als das Reich dieser Welt geht und die darum nach keinerlei politischem Erfolg schielt, dennoch mit sehr unmittelbaren politischen Wirkungen zu rechnen ist? — Von da her wird dann aber auch das alttestamentliche Prophetenwort, das viel direkter zur Volksgeschichte gesprochen war, in eine Doppelbeleuchtung gerückt, die das Stichwort utopisch auf jeden Fall als nicht mehr genügend erscheinen läßt. Von der profan-politischen Seite her gesehen mag es sein Recht behalten, von der Botschaft Jesu aus, von der her doch H., wenn ich ihn recht verstehe, im vorliegenden Heftchen letztlich Stellung beziehen möchte, dagegen nicht. Auch das Kreuz Jesu wird vom profanen Ort her gesehen immer eine höchst utopische Angelegenheit bleiben. Der im Gehorsam darunter sich beugende Glaube dagegen erkennt darin die dem profanen Auge verschlossene, ganz und gar nicht utopische göttliche Wirklichkeit. Wo dieser Standort bezogen wird, werden aber auch die Prophetenworte mehr Wirklichkeitsgehalt bekommen als es das unbewehrte Auge des Profanhistorikers erkennen will. Ob nicht doch die Glaubensforderung Jesajas im syrisch-ephraimitischen Krieg von da her etwas recht Wirklichkeitsgeladenes war, wenn sie schon bis zum Platzen geladen ist mit dem Ärgernis des Utopischen? Einem Ärgernis, das aber auch in der Verkündigung Jesu nicht behoben wird, trotz der dort erfolgenden schärferen Scheidung der Reiche.

Diese paar Bemerkungen möchten lediglich andeuten, in welcher Richtung mir die Weiterführung des Gesprächs mit der Arbeit H.s notwendig schiene. Das Gespräch über einen Tatbestand im AT, für dessen sorgfältige und kundige Skizzierung H. zu danken ist.

Olivier, André: **La Clé de L'Apocalypse.** Étude sur la Composition et l'Interprétation de la Grande Prophétie de St. Jean. Paris: Paul Geuthner 1938. (210 S.) 4°. 125 Fr. Bespr. von Johannes Behm, Berlin.

Der Verf. dieser Studie, die leider durch manche Druckfehler, vor allem im griechischen Text, entstellt ist, glaubt, nach mehrjähriger Beschäftigung mit der Joh.-Apok und der wissenschaftlichen Diskussion über sie den Schlüssel der Komposition des Buches gefunden zu haben. Die Apok. ist nach seiner Meinung kein Prosabuch, sondern gehört zu den orientalischen Schriftwerken in griechischer Sprache, die nach eigentümlichen, dem griechisch-lateinischen Kulturbereich fremden poetischen Prinzipien angelegt sind. Sie besteht aus regelrechten Strophen, deren Aufbau nicht auf dem Rhythmus beruht, sondern auf dem betonten Wert gewisser Wörter, die die einzelnen Verszeilen beherrschen, und die bisweilen die Anknüpfungspunkte für eine ganze Reihe von Satzstücken sind. O. nennt dies Aufbauprinzip «le procédé du mot-clé-caténaire». „Schlüsselwort" kann das Nominativsubjekt, eine Verbalform, aber auch ein Nomen im Casus obliquus sein; das καὶ spielt eine große Rolle in der Textberechnung. Die Einschnitte zwischen den Verszeilen werden erkennbar an der Form oder Stellung der Wörter: Parataxe, Inversion, Wiederholung bestimmter Wörter, mangelnde Kongruenz des Verbums mit dem Subjekt usw. Weiter findet O. den Text der Apok. bestimmt durch ein strenges Prinzip der Zahl: die Bestandteile («éléments grammaticaux») jeder Verszeile sind genau berechnet, ebenso die Strophen, so daß das Buch im kleinen wie im großen als ein kunstvolles, harmonisch durchkomponiertes Ganze erscheint. Der Text der Apok. ist in sechs große Abschnitte gegliedert, die ihrerseits in Perikopen zerfallen. Die Zahl der „Elemente" in jeder Perikope ist immer ein Vielfaches von drei. Die Summe der „Elemente" in jedem der sechs Abschnitte beträgt 888 (die gematrische Zahl für Ιησους nach Or. Sibyll. I 326ff.). Die sechs Abschnitte sind, je zwei und zwei, in der Zahl ihrer Perikopen symmetrisch aufgebaut; in den vier mittleren Abschnitten geht die Symmetrie bis in das zahlenmäßige Verhältnis der „Elemente" zueinander. Die Strophen haben im ganzen Buch gleichmäßig drei Verszeilen. Die vier mittleren Abschnitte weisen in der Zahl der Verszeilen und Strophen eine ähnliche Symmetrie auf wie in der Zahl der „Elemente". Die Summe der Verszeilen (600), der Perikopen (60) und der Abschnitte (6) = 666 ergibt die Zahl des Tieres Apok. 13, 18. Der Verf. begründet seine Nachweise in dem Eingangskapitel und verdeutlicht sie durch Abdruck des ganzen Textes der Apok. in Strophen und Verszeilen, deren „Elemente" durch Trennungsstriche kenntlich gemacht sind, und durch schematische Darstellung des Aufbaues auf einer Reihe von Tafeln. Überzeugt von dem neuen

Erweis der literarischen Einheitlichkeit des Werkes, der ihm gelungen ist und der aller literarkritischen Zerpflückung des Opus ein Ende macht, interpretiert O. die Apok. in den Fußtapfen von E. B. Allo, dessen französische Übersetzung er auch übernimmt, vertritt die Rekapitulationstheorie und gibt unter Ablehnung. zeitgeschichtlicher oder religionsgeschichtlicher Auslegungsmethoden eine maßvolle kirchengeschichtliche Deutung des Buches.

Das anspruchsvolle Format der Studie — Format nicht nur buchtechnisch verstanden — steht in keinem rechten Verhältnis zu ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. O.s Exegese bleibt in den Schranken des Katholisch-Traditionellen. Eigenes bietet der Verf. nur mit seinem Versuch, die dichterische Form und von ihr aus die Komposition der Apok. verständlich zu machen. Die Beobachtung des »mot-clé-caténaire« trifft einen Tatbestand im Stil der Apok., der aber ebensowohl in rhetorisch oder kultisch gehobener Prosa wie in einem poetischen Werk vorkommen könnte, und der in seiner Besonderheit in der Apok. gründlicher erforscht und klarer umschrieben zu werden verdiente, als es durch O.s Ausführungen (S. 27ff.) geschieht. Daß diese und andere Stileigentümlichkeiten der Apok. an die hebräische Poesie erinnern, berechtigt noch nicht zu weitgehenden Schlüssen über die strophische Gliederung des ganzen Buches. O. begeht hier denselben Fehler wie vor ihm Couchoud, Loisy oder Lohmeyer, vorschnell aufs Ganze zu gehen, statt erst durch umfassende Untersuchung der einzelnen stilistischen Phänomene ein sicheres Fundament für die Gesamtbeurteilung zu gewinnen. Daß „alle Kolometrie an gegebenen Texten subjektiv" ist (Debrunner), zeigt O. bei der Durchführung seiner Theorie vom Aufbau der Apok. wider Willen aufs deutlichste. Der Umfang der „Elemente" und die Länge der Verszeilen sind bei ihm ganz verschieden bemessen: bald bildet ein einzelnes Wort ein „Element", bald ein zusammengesetztes Satzstück; die Verszeilen bestehen aus 3—30 Wörtern — warum, wird nicht gesagt; und die Schwierigkeit, die langen Verszeilen auf Papyrusblättern des üblichen Formats ausgeschrieben zu denken, wird viel zu leicht genommen. O. legt Gewicht auf gute textkritische Methode. Aber, wo die Zählung der „Elemente" oder das strophische System es fordern, scheut er nicht vor der Wahl einer schlecht bezeugten Lesart oder vor der reinen Konjektur zurück (2, 28; 4, 8; 18, 16. 19; 18, 22f. usw.). Die Weise, wie O. die ganze Apok. unter die Herrschaft der Zahl zwingt, ist neu gegenüber allen früheren Hypothesen der Art. Sie wäre bewunderungswürdig, wenn sie die Überzeugungskraft des eindeutig Einfachen für sich hätte und sich von Gewalt und Künstelei fernhielte. Leider ist das Gegenteil der Fall: die Zusammenfassung der drei ersten Kapitel zu einem Abschnitt, die Abtrennung des siebenten Siegels (8, 1) von den ersten sechs (Kap. 6/7), der Einschnitt zwischen Kap. 15 und 16, die Zusammenziehung von 18, 1—19, 10 mit 19, 11ff. sind willkürliche Eingriffe in den Sinnzusammenhang der Apok., und die Errechnung der Zahlen 666 und 888 (die in der Apok. gar nicht vorkommt), um eine Kongruenz zwischen der Summe formaler Bestandteile des Buches und für seinen Inhalt bedeutsamen Geheimzahlen herauszubekommen, ist phantastische Zahlenspielerei. Wie auch immer über das Dichterische in der Form der Apok. einmal abschließend geurteilt werden mag, wenn die vielen heute noch ungeklärten Vorfragen beantwortet sind — Charles hat dafür bisher die beste Vorarbeit getan; Grundsätzliches von Gewicht steht auch bei Lohmeyer, Die Offenbarung des Johannes (1926) 184f. —, eine so mechanische Art, das apokalyptische Buch des Neuen Testaments dem Geheimnis der Zahl zu unterwerfen, wie O. sie erdacht hat, scheint mir kaum geeignet, den poetischen, religiös-poetischen Charakter der Apok. zu erweisen.

Semitistik, Islamistik.

Black, Matthew: **Rituale Melchitarum.** A christian Palestinian Euchologion ed. and transl. Stuttgart: W. Kohlhammer 1938. (V, 104 S., 3 Taf.) gr. 8° = Bonner Orientalistische Studien. Heft 22. RM 10 —. Bespr. von R. Abramowski, Lyck.

Dieses Buch ist ein Leckerbissen sowohl für den Semitisten wie für den Liturgieforscher. Dementsprechend ist es aber auch schwer verdaulich. Mit einem stark verzerrten syrischen Duktus — *a square-formed cursive which has developped out of the earlier Syriac Estrangela* — verhüllt die Handschrift des British Museums Or. 4951 vier verschiedene Sprachen, die der Herausgeber meisterhaft wieder herausschält: Arabisch, palästinensisch, syrisch und griechisch. Daß diese Arbeit nicht eben leicht war, zeigen die in sehr sauberen Photographien beigegebenen Handschriftenproben. Außerdem hat aber der Editor noch Tabellen über die Transkriptionsmethoden aufgestellt (S. 26ff.) und, indem er, wie billig, den palästinensischen Dialekt besonders ins Auge faßte, dessen Lexikon und Schriftzitate besonders durchgeprüft (S. 21ff. und 9 ff.).

Der Druck ist sehr sauber; die wenigen vertauschten ʾ und ʿ zählen nicht. S. 54 Z. 10 heißt es

natürlich: ܒܗܘܫ. Editionstechnisch hätte man freilich den Wunsch, daß schon für die griechischen Worte des ersten Teiles griechische Lettern verwendet worden wären; ferner hätte es eine große Hilfe für den Benutzer bedeutet, wenn konsequent auch das Arabische und die beiden aramäischen Dialekte durch unterschiedliche Lettern voneinander abgehoben wären. Daß der bereits von G. Margoliouth edierte dritte Teil der Handschrift (fol. 26b—42b) nicht nochmals abgedruckt ist, ist verständlich; wenn aber der glückliche Herausgeber in der Lage ist, aus den Schatzkammern der nicht genug zu rühmenden russischen Patristik dafür die griechische Vorlage zu geben, so wäre ihr Platz doch nicht in der Einleitung (S. 28ff.), sondern stünde als bessere Substitution im Abdruck des Codex selbst (S. 58).

Die Übersetzung ist vortrefflich; im kritischen Apparat ist eine sehr große Arbeit geleistet.

Verwunderlich erscheint mir jedoch, daß der Übersetzer offenbare Überschriften zu den Weihehandlungen (S. 83 u. ö.) in die Satzkonstruktion des Textes mit einbezogen hat (*The Prayer upon Underdeacon, when* etc.) und vorher eigene Überschriften gibt. S. 87 Z. 6 ist eine arabische Anmerkung in den Text verschlagen. ܕܝܩܘܢ ܕܫܡܫܐ (S. 39 Anm. 4 u. ö.) wird nicht παρθένος καθαρά heißen, zumal vorher schon ܒܬܘܠܬܐ steht, sondern wie ܕܒ ܫܡܫܐ ܕܬܡܢ in der syrischen Parallele (S. 51 Z. 5) ἀειπαρθένος.

Der in dies bunte Sprachgewand versteckte Inhalt ist nicht minder buntscheckig. Im I. Teil (fol. 2a—12b) finden sich zwei Formulare zur Einweihung kirchlicher Räume; der II. Teil (fol. 16a—26a) gibt vier Ordinationsrituale für Anagnosten, Subdiakone, Diakone und Priester. Der III. Teil (fol. 26b—42b) enthält die jährliche Liturgie zur Nilschwelle, in der der Strom direkt angeredet wird: ἄνω τῇ προνοίᾳ καὶ τῇ προστάξει τοῦ Θεοῦ, Νεῖλε! Der IV. Teil (fol. 43a—69b) bietet noch einmal Weiheordnungen für die genannten vier kirchlichen Amtsgrade, die aber mit denen des zweiten Teiles nicht identisch sind. Dem umsichtigen Editor ist es gelungen, zu dem größten Teil dieser Formulare griechische und syrische Parallelen aufzufinden, die er sorgfältig mitvergleicht.

Über den melchitischen Ursprung der Texte würde man gern in der Einleitung noch etwas mehr hören. Daß das Melchitentum nicht auf jüdische und samaritanische Konvertiten zur Zeit Justinians zu beschränken ist, ist aus der Geschichte dieser großen Kirche bekannt. Es handelt sich um die Chalkedonenser insgesamt, die den beiden Konkurrenzkonfessionen noch lange genug zu schaffen machen (Bar Hebr. Chron. eccl. p. II Nr. 45; Liber Turris I versio pg. 82). Das palästinensische Sprachgewand und die durch georgische Parallelen bezeugte Beziehung zur vorbyzantinischen Liturgie von Jerusalem gibt freilich unsern Texten ein besonderes Gesicht. Dazwischen bleibt die „Nilliturgie" recht rätselhaft; aber sagt sie auch für die andern Texte etwas über die Zugehörigkeit nach Ägypten aus?

Vielsprachigkeit in der Liturgie ist nichts Verwunderliches. In der orthodoxen Kirche Lettlands wird eben slavonisch, russisch und lettisch nebeneinander gebraucht. Seltsam ist hier nur die Variation: I palästinensisch mit arabischem Rahmen; II syrisch (in I und II einige griechische Formeln); III („Nilliturgie") anscheinend durchgehend palästinensisch; IV griechisch und palästinensisch mit arabischem Rahmen (auf fol. 47b auch eine arabische Anrede). Das konstante Stück ist die heute noch unsere Agenden zierende Jakobussynapte (fol. 2b, 45b, 49b, 53b palästinensisch; fol. 19a und 23a syrisch); die anderen Formeln variieren zwischen palästinensisch und griechisch, nur das Arabische erscheint als Gebetssprache ausgeschlossen. Ob IV älter ist als I? Ob bei der Priesterweihe das fremde Griechisch um der höheren Rangstufe willen bevorzugt wird, während für die geringeren Kleriker die geläufigeren semitischen Dialekte gebraucht werden müssen?

Die schmucke Ausgabe weckt eine Fülle von Fragen. Es ist dringend zu wünschen, daß ein Liturgiefachmann noch dazu das Wort nimmt. Inzwischen sei der Editor und sein Lehrer Paul Kahle herzlichst für dies schöne Buch bedankt.

Nallino, Carlo Alfonso: **Raccolta di Scritti editi e inediti.** Vol. I. L'Arabia Sa'ūdiana (1938). A cura di Maria Nallino. Roma: Istituto per l'Oriente 1939-XVII. (XII u. 303 S. mit 3 Karten u. 47 Abb.) 8°. Lire 50. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Es ist hocherfreulich, daß das Istituto per l'Oriente es unternimmt, die da und dort zerstreuten Schriften des der wissenschaftlichen Arbeit viel zu früh entrissenen großen Gelehrten gesammelt herauszugeben. Die Ehrung, die es damit seinem Andenken erweist, ehrt zugleich das Institut und seine Leitung und ist des Dankes der Orientalisten, die sich dem Verstorbenen tief verpflichtet fühlen, sicher.

Eine ganz besondere Überraschung bringt der jetzt schon vorliegende erste Band der Raccolta di Scritti, wenn auch die Freude und Dankbarkeit gerade hier die Schwere des Verlustes doppelt stark zum Bewußtsein bringt. Ein Vierteljahr vor seinem vorzeitigen Tod, im Frühjahr 1938 war es Nallino vergönnt, den Ḥiǧāz zu besuchen und von Ǧidda aus nach aṭ-Ṭā'if zu reisen, begleitet von seiner Tochter Maria, die ja schon länger eine getreue Helferin seiner wissenschaftlichen Forschung geworden war. Nach der Rückkehr begann er mit seiner gewohnten Energie die Abfassung einer umfassenden Arbeit über Sa'udīje-Arabien. Als er den ersten Teil über die politisch-administrativen und rechtlichen Zustände im wesentlichen

vollendet hatte, nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Für einen zweiten Teil, der das religiöse und kulturelle Leben im Ḥiğāz behandeln sollte, fand sich unter den mancherlei Notizen auch ein Plan für die Anordnung des Stoffes, für den dritten, der dem eigentlichen Reisebericht gewidmet werden sollte, vor allem Auszüge aus arabischen Autoren. Die Tochter hat sich entschlossen, das begonnene Werk zu vollenden; und ihr, die als Begleiterin der Reise und wissenschaftliche Mitarbeiterin die berufenste Verwalterin seines Erbes ist, verdanken wir das vorliegende Buch, das als Band I die Raccolta eröffnet.

Der erste Teil (S. 3—80), der außer einigen Nachträgen über den später aufgegebenen Gedanken einer Art Kodifizierung des Scherī'at-Rechtes und über das Handelsgericht noch unmittelbar von dem Verstorbenen ausgearbeitet ist, gibt unter dem Titel «Gli Ordinamenti politici, amministrativi e giudiziari del Regno Arabo Sa'ūdiano» ein vollständiges klares Bild der wirklichen politischen und rechtlichen Verhältnisse des Staates des Ibn Sa'ūd[1]; die klare Darstellung der in der Tat etwas verwickelten Sachlage ist um so mehr zu begrüßen, als sich bisher wohl niemand eine gut begründete Vorstellung davon machen konnte, obwohl wir dem Verf. schon vorher die Kenntnis einer Reihe der wichtigsten Urkunden aus der Veröffentlichung im Oriente Moderno verdankten — diese sind übrigens hier vervollständigt und, soweit nötig, verbessert, im Appendix S. 233—279 zusammengestellt.

Wenn der erste Teil ein wirklich geschlossenes Bild zeichnet, so verzichtet der zweite Teil (S. 83—152) schon durch die Fassung des Titels «Notizie varie, religiose, etnografiche, culturali ed economiche» bewußt auf den Anspruch der Vollständigkeit, kommt ihr aber wenigstens auf religiösem und kulturellem Gebiet doch sehr nahe und enthält in seinen 21 Unterabschnitten eine reiche Fülle wertvollster Belehrung. Wenn schon der erste Teil unmöglich ein so sicheres Bild hätte entwerfen können ohne Unterrichtung an Ort und Stelle aus berufener Quelle, so liegt der eigentlichste Wert des zweiten vollends darin, daß er teils auf unmittelbarer Beobachtung, teils auf gewissenhaftester Prüfung des Stoffes aufgebaut ist. Während die bisherige, nicht ganz geringe Literatur über den Wahhābitenstaat bzw. Sa'ūdīje-Arabien z. T. von unkontrollierbaren und darum sehr mit Vorsicht zu verwertenden Nachrichten — oft aus dritter Hand — wimmelt, ist hier in streng wissenschaftlichem Geist unter steter Angabe der Belege und kritischer Quellenverwertung unternommen zu zeigen, was wirklich ist.

Der dritte Teil endlich stellt in seinen 3 Abschnitten «Gedda e dintorni» (S. 155—189), «Da Gedda ad aṭ-Ṭā'if» (S. 190—209), «Aṭ-Ṭā'if e dintorni» (S. 210—230) den eigentlichen Reisebericht dar, ausgeweitet und erläutert durch gewissenhafte Verwertung der arabischen und abendländischen Reiseliteratur. Die Schilderung der beiden Städte und des Reisewegs gehört in ihrer Klarheit und Anschaulichkeit zu den Perlen der Reiseliteratur. Und sie wird ebenso ein wertvolles Dokument für die Kulturgeschichte des Ḥiğāz in der Gegenwart bleiben, wie sie dazu geeignet ist, das Verständnis der vergangenen Geschichte zu erleichtern[1]. Als archäologisch wertvoll sei hier nur der Bericht über den mächtigen Staudamm at-Sudd at-Samallaqī im Wādī Thumāla sö. von aṭ-Ṭā'if (S. 225—7 mit Fig. 41—43) herausgehoben; erwähnt seien auch die — inhaltlich freilich nicht viel besagenden — Inschriften der Umgebung von aṭ-Ṭā'if[2].

Gute dreifache Indizes, 47 wertvolle Abbildungen, auf denen wir mehrfach auch den Verstorbenen erblicken dürfen, 3 Kartenskizzen (Übersichtskarte Arabiens, Umgebung von Ǧidda, Skizze des Reiseweges), sowie eine Liste der zitierten Werke, die besonders willkommen ist um der zahlreichen, z. T. schwer zugänglichen arabischen Publikationen willen, erhöhen den Reiz und Nutzen des schönen Werkes, das ein wichtiges Gebiet des heutigen Orients der wissenschaftlichen Forschung erst eigentlich neu erschließt. Die Raccolta di Scritti editi e inediti hätte nicht schöner eröffnet werden können als durch dieses letzte kostbare Geschenk, daß der große Forscher der gelehrten Welt gemacht hat. Unser Dank gebührt neben ihm vor allem seiner Tochter, die als würdige Fortsetzerin seines Werkes dem Andenken des unvergeßlichen Verstorbenen darin ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

1) Diese Namensform ist, weil eingebürgert, beibehalten, obwohl festgestellt wird, daß die richtige Form Su'ūd wäre.

1) Zu der auch von früheren Reisenden bezeugten Trostlosigkeit des Stadtbildes von Ǧidda mag hier noch auf W. von Weisl, Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer (Leipzig 1928), S. 94ff. verwiesen sein, wonach (S. 103) in türkischer Zeit wenigstens etwas mehr Grün vorhanden gewesen sein soll.

2) Zu Inschr. I (Fig. 44): ich gestehe, daß mir das Datum 188 (in der arabischen Umschrift S. 219 ist offenbar وثمانين ausgefallen) doch eher auf 1188 hinzuweisen scheint. Der in Anm. 2 erwähnte Passus von az-Ziriklī findet sich auf S. 59 von *Mā ra'aitu*. Der Verf. behauptet, dort auch eine Inschrift gefunden zu haben, deren Buchstaben ihn an lateinische erinnert haben.

Schmitz, Paul: Frankreich in Nord-Afrika. Leipzig: W. Goldmann [1938]. (132 S., 3 Ktn.) kl. 8° = „Weltgeschehen", hrsg. von Gerhard Herrmann. RM 2.50. Angez. von R. Paret, Heidelberg.

Paul Schmitz, ein zur Zeit in Kairo lebender deutscher Journalist, ist durch sein Buch „All-Islam! Weltmacht von morgen?" (Leipzig 1937) in weiteren Kreisen bekannt geworden. Das war ein großer Wurf, und man kann wohl sagen, daß er gelungen ist. Das kleine Buch, das hier angezeigt werden soll, handelt von einem beschränkten Teilgebiet der islamischen Welt (vgl. „All-Islam", S. 213—22). Es greift aber viel weiter in die Vorgeschichte zurück, als das in dem größeren Werk beabsichtigt und möglich war. Fast die ganze erste Hälfte handelt von der Geschichte des mittleren und westlichen Nordafrika, und zwar von den arabisch-islamischen Eroberungen im 7. Jahrhundert an, bis zur Einverleibung in das französische Übersee- und Kolonialreich. Erst in der zweiten Hälfte werden die Verhältnisse im heutigen Nordafrika (Algerien, Tunesien, Marokko) dargestellt.

Es ist an sich sehr erfreulich, daß P. Schmitz es für nötig gefunden hat, seine Darstellung der Gegenwartsproblematik im französischen Nordafrika geschichtlich zu unterbauen. Aber leider ist er dieser Aufgabe nicht in allen Punkten gerecht geworden. Die frühere Geschichte des islamischen Nordafrika liegt ihm eben ferner als die Vorgänge der neueren und neuesten Zeit, und so muß er das Material dazu aus sekundären und tertiären Quellen schöpfen. Neben sehr vielem, was richtig gesehen und dargestellt ist, findet sich auf diese Weise manche ungenaue oder unrichtige Angabe. Unrichtig ist z. B. gleich die Formulierung auf der ersten Seite: „Schon im Jahre 642 war die Besetzung Ägyptens vollendet, seine Islamisierung, wenigstens äußerlich, durchgeführt. Das morgenländische Christentum war auch hier zertrümmert, und nur kleine Restgemeinden behaupteten im Verborgenen ihre Existenz." Idrīs, der Begründer der nordafrikanischen Idrisiden-Dynastie, wird als „Nachfolger des erschlagenen Omaijadkalifen [!] Ali" bezeichnet (S. 14)[1]. Die Hillam (so beidesmal statt Hilāl) und Soleim sollen religiöser Ursachen halber aus dem Hedschas vertrieben worden sein (S. 15), was schwerlich stimmen dürfte. „Die rohe Soldateska unterdrückte die arabische und berberische Bevölkerung, und das Wort von der Janitscharen-Herrschaft (Soldatenherrschaft) wurde damals in der Münze nordafrikanischer Leiden geprägt" (S. 23). Der Schlußsatz klingt fast zu schön, um wahr zu sein. „Diesen wachsenden französischen Einfluß suchten die Engländer während des 18. Jahrhunderts auf eigenartige Weise auszugleichen: Engländerinnen wurden vielfach Gattinnen des Scherifen oder hoher marokkanischer Würdenträger" (S. 27). Das ist doch wohl etwas zu stark verallgemeinert.

Es muß selbstverständlich zugegeben werden, daß es sich bei all diesen Aussetzungen um mehr oder weniger nebensächliche Kleinigkeiten handelt, und daß das Gesamtbild dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt wird. Überdies, Versehen in Einzelheiten lassen sich ja nie ganz vermeiden, zumal wenn man einen so großen Stoff in einer kurzen Darstellung zusammenzufassen hat. Aber aufs Ganze gesehen sind es doch nicht bloße Schönheitsfehler. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Schmitz im geschichtlichen Teil des Buches — gerade weil er hier nicht aus eigener Anschauung sprechen und urteilen kann — etwas sorgfältiger hätte referieren müssen, als er das tatsächlich getan hat.

Der zweite, systematische Teil des Buches, der wie gesagt der Gegenwartsproblematik von französisch Nordafrika gewidmet ist, bietet weniger Anlaß zu Beanstandungen. Schmitz hat ja schon in seinem Werk „All-Islam" gezeigt, daß er über die heutigen Verhältnisse in den islamischen Ländern gut Bescheid weiß, und daß er sich darauf versteht, die Kompliziertheit der Lage auf den Begriff zu bringen und anschaulich zu machen. In Einzelheiten würde ich zwar die Akzente hie und da etwas anders verteilen, als der Verfasser das tut. So sollte man meiner Meinung nach den Namen des französischen Marschalls Lyautey nicht ganz übergehen, wenn man schon über „Frankreich in Nordafrika" schreibt und dabei seitenlang über den algerischen Nationalisten Dr. Ibn Ğellūl referiert. Aber das sind mehr oder weniger subjektive Urteile und Geschmacksfragen. Im ganzen genommen ist das Schmitzsche Buch durchaus zu begrüßen, als eine kurze, geschickte Einführung in ein Fragengebiet, das durch die neuesten politischen Ereignisse mehr als bisher in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt ist.

1) Vgl. „All-Islam", S. 61, wo Ali zwar richtig als Antipode der Omaijaden fungiert, aber fälschlicherweise auch als Vater des 'Abbās, der in Wirklichkeit sein Onkel war.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Emre, Ahmet Cevat: Sur l'Origine de l'Alphabet Vieux-Turc (dit Alphabet runique de Sibérie). Istanbul: Imprimerie Ahmet Ihsan Ltd. 1938. (II, 47 S.) gr. 8°. Bespr. von Johannes Benzing, Berlin.

Der bekannte türkische Gelehrte Ahmet Cevat untersucht im vorliegenden Werk die

Frage der Herkunft der alttürkischen Schrift. Ausgangspunkt seiner Untersuchung ist die Überzeugung, daß Zentralasien die Wiege der neolithischen Zivilisation gewesen sei und die brachyzephalen Eroberervölker von dort aus die sumerische, elamische, protoindische, ägäische, minoische Zivilisation geschaffen und entwickelt haben. „Ohne diese inspiratorische Überzeugung, sagt der Verf. in der Vorbemerkung, hätten wir nicht an die Möglichkeit eines gemeinsamen Ursprungs für das sumerische und das alttürkische graphische System gedacht."

Im Abschnitt I (die unzulässigen Theorien) kritisiert der Verf. die von V. Thomsen, H. Jensen und O. Donner versuchte Herleitung der alttürkischen Schrift aus der arsacidischen und weist dabei auf die große Zahl der nicht geklärten Zeichen hin, von denen man dann annehmen müßte, daß dieselben frei erfunden sind. Im Vorhandensein besonderer Zeichen, z. B. für aq bzw. qa, oq uq bzw. qo qu, ïq bzw. qï, sieht Ahmet Cevat einen Hinweis darauf, daß wir es bei der Schrift mit einem syllabischen System zu tun haben.

Abschnitt II bringt chronologische und geographische Berichte über die Schrift, und im Abschnitt III (der piktographische Ursprung) und IV (Analyse und Vergleichung der Zeichen) bringt der Verf. seine Theorie des gemeinsamen Ursprungs der sumerischen und der alttürkischen Schrift vor. Die türkischen Zeichen werden als Darstellung von Gegenständen bezeichnet, deren Namen den Lautwert ergeben haben, und werden dann mit den entsprechenden Zeichen des Sumerischen und anderer Schriften (ägyptisch, minoisch, protoindisch) zusammengestellt. Von mancherlei Einwendungen, die man gegen die Ableitungen Ahmet Cevats vorbringen könnte, sei hier darauf hingewiesen, daß der Lautwert des Zeichens bald aus dem Anlaut, bald aus dem In- oder Auslaut des dargestellten Gegenstandes entstanden sein soll. Wenn der Verf. in Abschnitt V mit Befriedigung feststellt, daß beinahe für alle alttürkischen Zeichen ideographische Konkordanzen gefunden werden konnten, so kann ich das noch nicht als Beweis für die Richtigkeit der Ableitung und Identifizierung ansehen. Ob „die bedachtsamsten Geister, wenigstens im allgemeinen, von der Richtigkeit dieser Beweisführung überzeugt sind", wie im Vorwort festgestellt wird, möge dahingestellt bleiben.

Benveniste, E.: Les Mages dans l'Ancien Iran. Paris: Librairie Orientale et Américaine G.-P. Maisonneuve, 1938. (31 S.) 8° = Publications de la Société des Études Iraniennes No. 15. Bespr. von H. H. Schaeder, Wannsee.

Benveniste schlägt eine neue Deutung des Namens der Magier und seiner Herkunft vor. Den einzigen awestischen Beleg des Wortes fand man bisher in Yasna 65_7, wo die Wasser angerufen werden; sie sollen ihren Verehrer nicht preisgeben dem, dessen Gedanke, Wort, Werk und Gewissen böse ist, ferner dem *haši.ṯbiš*, dem *moγu.ṯbiš*, dem *varəzānō.ṯbiš* und dem *nāfyō.ṯbiš*. Die beiden letzten Worte sind unzweideutig, sie bezeichnen den Feind des Gemeinde- und Familiengenossen. Daraus folgert Benveniste, daß auch die beiden vorangehenden Worte auf soziale Gruppen, nicht, wie bisher angenommen, auf priesterliche Standesbezeichnungen zu beziehen sind. Er findet in der Stelle eine vierteilige Aufzählung von gesellschaftlichen Einheiten, die er zu der jungawestischen Reihe *dahyu* 'Land', *zantu* 'Gau', *vīs* 'Clan', *nmāna* 'Haus' und zu der nach seinem Urteil gleichwertigen gathischen Reihe *dahyu*, *airyaman*, *vərəzəna*, *xᵛaētu* in unmittelbare Beziehung setzt. Also bedeutet *haši* den *dahyu*-Genossen, *moγu* nicht den Magier, sondern den *zantu*-Genossen. Daraus ergibt sich die Grundbedeutung des Magiernamens, altpers. *magu*: er bezeichnet von Haus aus lediglich die Zugehörigkeit zu einem gesellschaftlichen Verband, nicht zu einem bestimmten Stand. Er hat nichts mit der in den Gathas zweimal für Zarathustras Anhänger erscheinenden Bezeichnung *magavan* zu tun, zu der J. Markwart und G. Messina *magu* als Nebenform gestellt haben. Gathisch *maga*, wovon *magavan* abgeleitet ist, bedeutet „die zarathustrische Lehre als Gegenstand der Propaganda, den geistigen Gehalt der Predigt" (S. 15)[1]. Die Frage, wie das Wort dann zum Namen eines bestimmten Standes mit priesterlichen Befugnissen geworden ist, so daß es seit der Achämenidenzeit allgemein die persischen Priester bezeichnet, läßt sich nach Benveniste ebensowenig beantworten wie die andere Frage, ob Herodot (1, 101) recht hat, wenn er die

1) Die mittelpersische Übersetzung gibt *maga* durch *apēčakīh* 'Lauterkeit', *apēčak vēhīh* 'lautere Güte' wieder. Daß aber dabei nicht nur an einen allgemeinen Begriff, sondern gerade an das Priestertum gedacht wurde, geht daraus hervor, daß der Urheber der christlichen mittelpersischen Psalmenübersetzung der Turfanfunde für syr. *kāhnā* 'Priester' pers. *vēž* (*vyč*) schreibt. Das ist auch für die Datierung dieser Übersetzung aufschlußreich: die Form *vēž* ist eine späte Fortsetzung von *apēč-ak*, sie entspricht dem von Firdosi im 10. Jh. verwendeten *vēža* 'rein, lauter, edel', während das Pazend, das etwa den Lautstand der ausgehenden sassanidischen und frühislamischen Zeit vertritt, noch den anlautenden Vokal erhalten hat: *awīža*, *avīža*. Das von Andreas angenommene Datum (Mitte des 6. Jh.) ist ausgeschlossen; K. Barr rechnet im Vorwort zu seiner Ausgabe (SBPrA. 1933, 94) mit einer späteren Zeit, ohne sich festzulegen.

Magier als einen der sechs Stämme der Meder anführt. Daß sie unter den Achämeniden in öffentlicher Geltung standen, unterliegt keinem Zweifel. Der Kampf des Dareios gegen den Magier Gaumata war nicht religiöser, sondern rein politischer Natur: er galt dem Usurpator, nicht dem Magier. Der zoroastrischen Reform haben sich die Magier angeschlossen, ohne daß man genau sagen könnte, wann und in welchem Umfang; fest steht, daß sie zurvanistische Lehren vertraten. Daß noch in sassanidischer Zeit zwischen der Religion der Magier und der Zarathustras unterschieden wurde, geht aus der manichäischen Polemik hervor, die Zarathustra als Vorläufer Manis anerkennt und das Magiertum verwirft.

Der Gedankengang, der hier nachgezeichnet ist, wird mit Klarheit und Eindringlichkeit entwickelt und mit glänzender Darstellungskunst vorgetragen. Aber er steht und fällt, wie man sieht, mit der neuen Auffassung von Yasna 65_7— und diese Auffassung ist nicht zu halten. Sie wird widerlegt durch Yasna 68_{12}, gleichfalls eine Anrufung der Wasser, die den rechten Pfad weisen sollen dem Priester (*zaotar*) und den Mazdayasniern, den *haši* und *hāvišta*, den *aēθrapaiti* und *aēθrya*, den Männern und Frauen, den Knaben und Mädchen, und denen, die der Weidewirtschaft obliegen. Die Paarung von *haši* mit *hāvišta*, dem 'Genossen der Priesterzunft', und die Zusammenstellung mit *aēθrapaiti* und *aēθrya*, 'Priesterlehrer' und 'Priesterschüler', zeigt, daß auch *haši* jemanden bezeichnet, der als 'Freund' oder 'Genosse' — das ist die Grundbedeutung des Wortes (ai. *sákhi*) — zur Priesterschaft in Beziehung steht. Bei der engen Verwandtschaft von 65_7 und 68_{12} — beide Stücke gehören derselben Liturgie an — muß *haši* auch an der ersten Stelle den Sinn haben, der für die zweite gesichert ist. Dadurch wird aber auch das danebenstehende *moγu* bestimmt, und es besteht kein Anlaß mehr, ihm einen andern Sinn beizulegen, als ihn das identische ap. *magu* nebst seinen Fortsetzungen und außerpersischen Wiedergaben ausnahmslos hat: 'Magier' als Inbegriff der persischen Priesterschaft. Yasna 65_7 nennt also nicht eine Reihe von vier Vertretern sozialer Einheiten, sondern zwei Paare von Bezeichnungen, deren erstes auf den Priesterstand, deren zweites auf die Laien zu beziehen ist.

Benveniste hat schon früher (JA 1932 II, 117ff.) mit Recht die von Bartholomae (Air. Wb. 908 unter *pištra-*) aufgestellte Verbindung der gathischen Dreiheit *xᵛaētu airyaman vərəzəna* mit den drei Ständen der Krieger, Priester und Hirten abgewiesen. (Statt von Hirten sprach Bartholomae von Bauern, vom Bauernstand und von der Landwirtschaft — von alledem wissen die Gathas nichts, sie reden nur vom viehzüchtenden Hirten und von der Weidewirtschaft.) Aber die von Benveniste selber — wie auch von Andreas (NGGW 1931, 323f.) — angenommene Beziehung zwischen *xᵛaētu airyaman vərəzəna* und der Reihe *nmāna* 'Haus' *vīs* 'Clan' *zantu* 'Gau', die er auf Grund von Yasna 46_1 durch *dahyu* ergänzt, findet in den Gathas ebenso wenig Anhalt. Es würde sich aus ihr ergeben, daß *vərəzəna* — neben dem das Adjektiv *vərəzənya* 33_3 steht — mit *vīs* gleichbedeutend wäre: wie verträgt sich damit die ganz neutrale Verwendung des Wortes im Sinne von 'Gemeinschaft' 34_{14}, also als Synonym von *sar*, neben dem es im Siebenteiligen Yasna 35_8 steht, und von *haxman* (Pl.) 49_3? Das letztere Wort wiederum steht im Siebenteiligen Yasna 40_4 hinter *xᵛaētu* und *vərəzəna*, wo nach gathischem Sprachgebrauch *airyaman* zu erwarten wäre. Sucht man den Sinn der gathischen Worte unbeeinflußt von jungawestischen Begriffen und Vorstellungen zu ermitteln — was der einzige Weg zum Verständnis der Gathas ist —, so ergibt sich, daß *xᵛaētu* etwa die Sippe oder der Sippengenosse ist, *vərəzəna* — in Übereinstimmung mit ai. *vṛjána* und ap. *vardana* — die Gemeinde und *vərəzənya* ihr Angehöriger, *airyaman* der Stammesverband und der zu ihm Gehörende. Oder anders gewendet: *xᵛaētu* deutet auf den Familienzusammenhang hin, *vərəzəna* auf einen nicht mehr durch Blutsgemeinschaft und Versippung gegebenen, sondern statutarisch begründeten Verband, *airyaman* auf den Rechtszustand, der zwischen Stammeszugehörigen besteht und im gegebenen Falle auf Stammfremde ausgedehnt werden kann. (Diese Auffassung ist mit den Ergebnissen des vortrefflichen Buches von P. Thieme über den Fremdling im Rigveda, das in *airyaman* die Gastfreundschaft und die durch sie Verbundenen sieht, unschwer in Einklang zu bringen.) Die drei gathischen Begriffe Sippe-Gemeinde-Stammverband sind unter anderen Voraussetzungen erwachsen und gehören in einen andern Vorstellungskreis als die jungawestische Reihe Haus — Clan — Gau — Land.

Mit *haši-*, das gewiß oft die unbestimmte Bedeutung 'Freund, Genosse' hat, aber in Yasna 68_{12}, wie vorhin gezeigt, einen schärfer umrissenen, religiösen Sinn haben muß, bringt Benveniste (S. 11 A. 1) nach Bartholomae mit mp. *hašāgerd* arm. *ašakert* mand. *ašakartā* np. *šāgird* 'Schüler' zusammen. Aber die richtige Erklärung für arm. *ašakert* muß sich dadurch erweisen, daß sie zugleich das in engem Verband damit stehende *vardapet* 'Lehrer' etymologisch verständlich macht. In den Gathas heißt das 'Verwirklichen' des kommenden Heils

haiθyəm dā- oder *haiθīm varz-* (34_{15}, 46_{19}), als Substantiv *haiθyā.varəštā* (50_{11}); *haiθyā.varəz* ist danach in dem frühzoroastrischen Glaubensbekenntnis Yasna 12_7 Beiwort der Saošyants. Im Altpersischen wird *haiθya* durch *hašiya*, später **haša*, und *varz* durch **vard* vertreten: liegt hier die Erklärung für *ašakert* (*hašāgerd*) und *vard-a-pet*?

Wenn *magu*, wie gezeigt, auch in Yasna 65_7 den Priester bezeichnet, so stellt sich aufs neue die seltsame Tatsache des Fehlens dieses Namens in den zoroastrischen heiligen Schriften heraus, über die man sich, wie ich finde, noch nicht genügend gewundert hat. Selbst wenn man mit der Anpassung des Magiertums an die zarathustrische Überlieferung zeitlich noch so weit heruntergeht — daß eine solche überhaupt stattgefunden hat, ist nie ernstlich bezweifelt worden. Benveniste schließt freilich aus Äußerungen der koptischen manichäischen Homilien, daß noch in sassanidischer Zeit zwischen zarathustrischer Religion und Magiertum unterschieden wurde (S. 25). Aber wenn Mani diese Unterscheidung aufstellt, so bedeutet sie doch nicht mehr als Muhammeds Unterscheidung zwischen der 'Religion Abrahams' und dem Judentum seiner Zeit, mit dem er zu kämpfen hatte: sie ist ein Mittel der Polemik, weiter nichts. Manis Widersacher, der Priester Kardēr — er ist mit dem *kardel* der Manichäischen Homilien 45 identisch —, der an dem Zustandekommen der zoroastrischen Staatskirche im Sassanidenreich wesentlichen Anteil hat, läßt sich in seinen Inschriften als rechtgläubigen Zoroastrier erkennen. Zugleich aber führt er (nach der Naqši Raǰab-Inschrift Z. 27—30) im Dienste der Könige von Schapur I. bis Bahram II. den offiziellen Titel 'Obermagier' (*moγbeδ*). Also ist zur Zeit Manis Zoroastrismus und Magiertum dasselbe. Wenn aber die Magier allerspätestens seit Errichtung der sassanidischen Staatskirche die Träger der zoroastrischen Überlieferung und ihrer heiligen Schriften sind — was anzunehmen ja auch das einhellige Zeugnis der syrisch und armenisch schreibenden Christen zwingt —, wie ist es dann zu erklären, daß ihr Name außer in jener einen flüchtigen Erwähnung niemals in den heiligen Schriften vorkommt, und zwar nicht nur nicht im awestischen Grundtext, sondern auch nicht in der erst unter den Sassaniden entstandenen mittelpersischen Übersetzung, in der doch ohne weiteres für die awestischen Priesterbezeichnungen *zaotar, aθaurvan* usw. *moγ* oder *moγbeδ* hätte eingesetzt werden können, statt *zōt* und *āsrōn* (inschriftlich *āsrav*?)

Aber tatsächlich muß die enge Verbindung zwischen den Magiern und der zarathustrischen Überlieferung viel älter sein. Daß die Magier unter den Achämeniden, und zwar unter Kyros und Kambyses ebenso wie unter Dareios und Xerxes, als öffentlich anerkannte Priesterkaste tätig waren, wird von niemandem bestritten. Daß sie schon damals die Träger der von Zarathustra ausgehenden Überlieferung waren, würde bewiesen sein, wenn gezeigt werden könnte, daß die Achämeniden Zarathustrier waren oder, richtiger gesagt, die zoroastrische Religion ihrer Zeit öffentlich anerkannten und förderten. Diese Anschauung wurde früher allgemein vertreten; besonders Ed. Meyer hat sie eindrucksvoll vorgetragen. Gegen sie richtete sich 1929 — nachdem schon R. Pettazzoni (La religione di Zarathustra, 1920, Kap. 4) und A. Meillet (Trois conférences sur les Gâthâ, 1925, 25f.) sich gegen sie ausgesprochen hatten — Benveniste in seiner hochbedeutenden Schrift 'The Persian Religion according to the chief Greek Texts'. In ihr führte er an Hand der griechischen Zeugnisse eine scharfe Scheidung zwischen zarathustrisch-awestischer Religion, nichtzarathustrischer Mazda-Religion der Achämeniden und zurvanistischer Religion durch; als die eigentlichen Träger der letzteren galten ihm, damals wie heute, die Magier. Seine Schlüsse waren aus dem damals vorhandenen Material nicht zu widerlegen; A. Christensen, J. H. Kramers, H. S. Nyberg und andere, darunter auch ich (DLZ. 1932, 2113ff.), haben ihnen zugestimmt. Aber dann wurde 1936 die sog. Daiva-Inschrift des Xerxes in Persepolis gefunden und zeigte eine Anzahl von so zweifellos zarathustrischen Worten und Vorstellungen (s. H. Hartmann, OLZ. 1937, 145ff.), daß an der öffentlichen Anerkennung der zarathustrischen Religion unter Xerxes nicht länger gezweifelt werden kann. Wenn sie unter ihm stärker in die Erscheinung tritt als unter seinem Vater Dareios, so muß das mit dem verstärkten Einfluß der Magier auf ihn und seine Religionspolitik in Zusammenhang gebracht werden.

Also waren die Magier nicht erst um 300 n. Chr., sondern schon um 500 v. Chr. die Träger der zarathustrischen Überlieferung — was nicht hindert, daß sie zugleich zurvanistische Spekulationen als esoterisches Wissen pflegten. Wie lange sich diese neben der orthodox-exoterischen Glaubens- und Pflichtenlehre gehalten haben, ja daß sie noch zur Zeit der letzten kirchlichen Wiederherstellungsversuche im 9. Jh. n. Chr. lebendig waren, das haben neuerdings die scharfsinnigen Arbeiten von R. A. Zaehner gezeigt (BSOS 9, 303—320; 573—585; 871—901). Was zweifelhaft geworden ist, das ist die von Benveniste und andern vertretene Annahme eines nicht-zarathustrischen Mazdaismus der Achämenidenzeit. Benveniste stellt (S. 22 A. 1) eine Bearbeitung der Daiva-In-

schrift in Aussicht, die mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Sollten sich seine Aufstellungen von 1929 nicht durchweg halten lassen, so bleibt doch zu sagen, daß sie die Forschung vertieft und gefördert haben wie wenige Arbeiten auf diesem Gebiet.

Wenn es nun wieder wahrscheinlich geworden ist, daß die Magier seit Anfang der achämenidischen Zeit auch Zarathustrier waren, so stellt sich doppelt dringlich die Frage nach einer Erklärung dafür, daß ihr Name in den zarathustrischen Schriften nicht vorkommt. Diese Frage findet, wie ich meine, ihre Antwort nur im Zusammenhang mit der Erklärung der Form dieses Namens. Im niederdeutschen Sprachgebrauch kam früher *Paap* (aus mittelniederdeutsch *pape*, 'Weltgeistlicher') und kommt noch heute *Preester* als Bezeichnung des protestantischen Pfarrers vor — natürlich nur in der Umgangssprache; beide Worte, das erste wesentlich stärker als das zweite, haben herabsetzenden Nebensinn. Nie würden diejenigen, die so genannt werden, sich selber so nennen. Dieser Sachverhalt ist typisch. Auch der Name der Magier wird verständlich, sobald man annimmt, daß er zwar allgemein von den Laien für die Priester gebraucht, aber eben darum von diesen selber gemieden wurde.

Hier erhebt sich erneut die Frage, ob *magu* nicht doch mit dem gathischen Ausdruck *magavan* zusammenhängt, also die Fortsetzer des von Zarathustra geschaffenen Bundes und die Träger seiner Überlieferung bedeutet. Diese Frage ist, wie schon bemerkt, neuerdings besonders von J. Markwart und G. Messina bejaht worden. Aber alles hängt daran — da hat Benveniste unbedingt recht —, daß das sprachliche Verhältnis zwischen dem älteren und dem jüngeren Ausdruck eindeutig geklärt wird; und das ist noch nicht geschehen. Als normale Neubildung neben und nach *magavan* ist *magu* nicht zu begreifen. Wohl aber ist nach dem Gesagten die Vermutung zulässig, daß *magu* eine volkstümliche Kurzform von *magavan* ist. Diese Vermutung halte ich für bewiesen, wenn ein geeignetes Muster für eine solche Umbildung vorgezeigt werden kann. Nun gibt es neben *magavan* noch eine andere gathische Bezeichnung für die Angehörigen der von Zarathustra begründeten neuen Gemeinschaft: *drigu* 'arm' (34_5); sie erscheint auch in dem Hochzeitsliede 53_9, das, wenn nicht Zarathustra selber, so der ältesten Gemeinde angehört, im Siebenteiligen Yasna 38_5 und besonders nachdrücklich im Ahunavairya-Gebet 27_{13}. Im jüngeren Awesta kommt das Wort nur selten und unprägnant vor, während es dem Sprachgebrauch der Urgemeinde geläufig war. In *drigu* sehe ich das Muster, nach dem von Außenstehenden *magu* aus *magavan* umgebildet wurde, mit der Wirkung, daß diejenigen, die so genannt wurden, diesen Namen fortan mieden — auch *magavan* kommt nachgathisch nicht mehr vor. Als Priesterbezeichnung nahm man den von Zarathustra selber geführten Titel *zaotar* auf, zu dem dann in der Folgezeit, nach erfolgtem Ausgleich mit dem von Zarathustra bekämpften Kult, das altererbte *aθaurvan* (= ai. *átharvan*) trat.

Benveniste betont S. 22f. scharf den Unterschied zwischen den awestischen und altpersischen Bezeichnungen für 'Gott' und 'Priester': dort *yazata* und *aθaurvan*, hier *baga* und *magu*; „aussi longtemps qu'on n'aura pas expliqué cette divergence, nous nous croirons justifié à séparer les deux religions." Eine haltbare Erklärung des Verhältnisses zwischen *magu* und *aθaurvan* glaube ich angedeutet zu haben; ich lasse noch ein Wort über *baga* und *yazata* folgen, ohne hier vorwegnehmen zu wollen, was ich an anderer Stelle ausführlich darzulegen habe.

Die älteren Zarathustrier bedurften gar keiner allgemeinen Bezeichnung für 'Gottheiten'. Die neben Ahura Mazda stehenden personhaften Kräfte nannten sie, wie der Siebenteilige Yasna 37_4, 39_3 zeigt, *spənta aməša* (s. zur Wortstellung Andreas-Wackernagel, NGGW 1931, 313f.). Einmal kommt *yazata* als Beiwort Ahura Mazdas vor, 41_3. Erst als das Kompromiß mit den Göttern, von denen Zarathustra sich abgewandt hatte, und mit ihrem Kult geschlossen war, galt es, eine Gesamtbezeichnung für 'Gottheiten' einzuführen. Die Urkunden dieses Kompromisses sind die Texte des Yašt und die zugehörigen, aber außerhalb der Sammlung stehenden Stücke, wie Hōm-yašt und Srōš-yašt. So wie wir sie lesen, sind sie nicht spontane Erzeugnisse der Verehrung einzelner Gottheiten, sondern nach einem beherrschenden Schema angefertigte liturgische Texte. Sie setzen die Zuweisung der Monatstage an ebensoviele Schutzgottheiten voraus und damit die zwischen 490 und 480 erfolgte Einführung des zoroastrischen Kalenders. Was in ihnen alt und was jung ist, darüber wird sich erst dann etwas Begründetes sagen lassen, wenn ihre Sprache im einzelnen untersucht und hinsichtlich ihrer Stelle in der iranischen Sprachgeschichte bestimmt sein wird — wozu bisher kaum der Ansatz gemacht ist. Daß die Yašts ihre abschließende Redaktion erst nach 480 erfahren haben, und zwar in Westiran, das wird von niemandem bestritten. Nun war um 480 die offizielle Gottesbezeichnung im Achämenidenreich nach Ausweis der Inschriften *baga*. Warum wurde sie bei der Redaktion des Yašt nicht in die Texte eingeführt? Das ist nur unter der

Voraussetzung zu verstehen, daß sich die zarathustrischen Priester gegen dies scheinbar doch geringe letzte Zugeständnis der Anpassung sträubten. Was sie dazu veranlaßte, ist leicht zu vermuten. Sie lehnten es ab, eine Gottesbezeichnung zu verallgemeinern, die Zarathustra nie gebraucht hatte, die Ahura Mazda fremd und vielmehr seinem mächtigsten Konkurrenten, Mithra, eigen war. Statt dessen wählten sie einen Namen, der seit früher Zeit in ihrer eigenen Überlieferung für Ahura Mazda im Gebrauch war: *yazata* 'der zu Verehrende'. Aber der stille Kampf zwischen altem und neuem Gottesnamen ist noch jahrhundertelang weitergegangen — ebenso wie bei den Nordgermanen nach der Annahme des Christentums. Erst in der Sassanidenzeit hat sich *yazd, yazdān* gegen *bay* endgültig durchgesetzt (vgl. OLZ. 1938, 598 A. 3).

Zusammenfassend wäre zu der von Benveniste mit Recht hervorgehobenen Hauptfrage des Verhältnisses von *magu-aθaurvan* und *baga-yazata* zu sagen: in beiden Fällen stehen die zwei Begriffe nicht etwa beziehungslos und fremd nebeneinander, sondern ihr Gebrauch ist wechselseitig geschichtlich bedingt und das Ergebnis eines Kampfes. *Zaotar* und später auch *aθaurvan* nannten sich die zarathustrischen Priester, nachdem das Aufkommen von *magu*, der volkstümlichen Umbildung von *magavan*, ihnen diesen alten Namen der Zarathustraanhänger verleidet hatte; *yazata* nannten sie die Gottheiten ihrer synkretistischen Theologie, weil sie sie nicht *baga* nennen wollten und aus der eigenen Überlieferung einen passenden neuen Namen bereitzustellen vermochten.

Anhangsweise (S. 28—30) behandelt Benveniste die griechisch-aramäische Inschrift von Faraša (Rhodandos). Für Grégoires Lesung רבחנא schlägt er mit dessen Zustimmung רבמנא vor und vergleicht damit den Titel רבמג Jer. $39_{3 \cdot 33}$ (aus akk. *rab mugi*). Aber abgesehen davon, daß man in einer aramäischen Inschrift etwa des 3. Jh. v. Chr. aus Kappadokien nicht einen akkadischen Offizierstitel erwarten kann, erscheint mir im Hinblick auf Grégoires Zeichnung die Lesung מ für ח als glatt unmöglich; zwei solche Sachkenner wie Clermont-Ganneau und Lidzbarski haben an dem ח keinerlei Anstoß genommen. Lidzbarskis Vorschlag, רבחי[ל]א zu lesen, wird durch gr. στρατηγός notwendig gefordert. Die unmöglichen Namensformen מהגפרן und Μαγ[αφα]ρνου hat jetzt F. Rosenthal (Die aramaistische Forschung seit Th. Nöldeke's Veröffentlichungen 29 A. 4) schlagend in מהיפרן Μαι[φα]ρνου verbessert. Die Inschrift lautet also: סגר מהיפרן רבחי[ל]א מגיש ל[מ]תרה Σαγαριος Μαι[φα]ρνου στρατηγ[ο]ς Αριαραμνει[ας] εμαγευσε Μιθρη.

Südasien.

Hoffmann, Helmut: **Bruchstücke des Āṭānāṭikasūtra aus dem zentralasiatischen Sanskritkanon der Buddhisten.** Hrsg. und im Zusammenhang mit den Parallelversionen bearb. Leipzig: Dt. Morgenl. Gesellschaft; F. A. Brockhaus in Komm. 1939. (IX, 105 S.) 4° = Kleinere Sanskrit-Texte, Heft V. RM 20 —. Bespr. von E. Waldschmidt, Göttingen.

Nach hīnayānistischer Vorstellung hat sich der Buddha aus dem Kreislauf des Daseins befreit und steht jenseits aller irdischen Bindungen. Er überragt dadurch selbst die Götter, die dem Weltgetriebe angehören und darin nur eine mehr oder weniger bevorzugte Stellung innehaben. Der Buddha ist demnach kein Gott, sondern steht jenseits der Götter und ist ein „Übergott". Das besagen Beiwörter des Buddha wie *atideva* „Übergott" und *adhideva* „Obergott". Auch die Komposita *devātideva* „Übergott der Götter", *devadeva* „Gott der Götter" bedeuten nicht, analog *rājādhirāja* „Oberkönig der Könige", daß der Buddha als Oberherrscher an der Spitze anderer Götter steht, sondern sie sind nur bildhaft gebraucht, um auszudrücken, daß er den Göttern in jeder Beziehung überlegen ist. Einige Texte unterscheiden drei Arten von Göttern: 1. Götter aus Übereinkunft (*sammuti-deva*), sogenannte Götter, d. s. Könige, Prinzen und hohe Personen, die man aus Achtung mit „Gott" bezeichnet, 2. die eigentlichen Götter, d. s. im Götterzustand wiedergeborene Wesen (*upapatti-deva*), worunter die sieben oder mehr Klassen der hohen Götter verstanden werden, beginnend mit den vier Himmelskönigen als den untersten, 3. Götter an Lauterkeit oder Heiligkeit (*visuddhi-deva*), d. s. Heilige, deren sündige Regungen ein Ende genommen haben, wie Arhats, Pratyekabuddhas u. a. Der Buddha gehört zur letzten Klasse, wird aber zugleich als „Gott, Übergott und Übergott der Götter" aller drei Klassen bezeichnet (*bhagavā sammutidevānañ ca upapattidevañañ ca visuddhidevānañ ca devo ca atidevo ca devātidevo ca*, Niddesa II, Ed. P. T. S. 1918, S. 173).

Der Kanon enthält zwei ihrer Inspiration nach eng zusammengehörige Texte, die für unsere Kenntnis der volkstümlichen Götterwelt des älteren Buddhismus und ihrer Stellung gegenüber dem Buddha von großer Bedeutung sind. Beide Sūtras gehören in ihrer Pāli-Version dem Dīghanikāya, der Sammlung der längeren Lehrtexte, an. Das eine ist das Sūtra von der „großen (Götter)versammlung" Mahāsamājasūtra (Pāli: Mahāsamyasuttanta), dessen Sanskrit-Version ich 1932 in meinen „Bruchstücken buddhistischer Sūtras aus dem zentralasiatischen Sanskritkanon I", S. 149—206 heraus-

gegeben und mit den Parallel-Versionen im Pāli, Chinesischen und Tibetischen verglichen habe. Das andere ist das Āṭānāṭikasūtra (Pāli Āṭānāṭiyasuttanta). Seine Sanskrit-Version wird jetzt von H. Hoffmann in einer sorgfältigen Ausgabe der turkistanischen Fragmente vorgelegt und, ähnlich wie ich es seiner Zeit gemacht habe, den Parallelen gegenübergestellt. Anordnung und fehlende Stücke ließen sich aus einer genau entsprechenden tibetischen Übersetzung herstellen und ergänzen.

Im Mahāsamājasūtra wird erzählt, wie sich einst alle Götter der zehn Himmelsgegenden im Walde bei Kapilavastu um den Buddha versammeln, um ihn zu verehren. Der Erhabene blickt über die gewaltige Schar der Götter hin und erklärt, er wolle den Mönchen die Namen der anwesenden Gottheiten verkünden. Damit beginnt eine lange Aufzählung von Göttern in gebundener Sprache, nach Gruppen geordnet, meist mit kurzen Charakterisierungen, nicht selten jedoch auch als einfache Namenaneinanderreihung. Solche Stellen klingen fast wie Zaubersprüche und machen es verständlich, warum das Sūtra bei der Paritta-Zeremonie als Beschwörungszauber gegen Krankheitsdämonen noch heute verwandt wird. In einer dem Sanskrittext sonst genau entsprechenden tibetischen Übersetzung hat das Sūtra zudem einen offenbar jüngeren Anhang erhalten, worin die führenden Götter magische Wörter zur Beschwörung der Gottheiten ihrer Klasse zitieren, den Erfolg der richtigen Anwendung ihrer Mantras preisen und die heilende Wirkung ihrer Sprüche bei Krankheiten hervorheben.

Das Āṭānāṭikasūtra ist noch deutlicher eine Vorstufe des späteren Mantrayāna; denn es wird im Text ausdrücklich als Schutzzauber (*rakṣā, rakkhā*) bezeichnet. Nach der Pāli-Rezension, dem Āṭānāṭiyasuttanta, versammeln sich die vier Himmelskönige mit ihrem Gefolge von Yakkhas, Gandhabbas, Kumbhaṇḍas und Nāgas eines Abends beim Buddha, der auf dem Berge Gijjhakūṭa bei Rājagaha weilt. Vessavaṇa tritt vor und erklärt, die Yakkhas seien dem Buddha nur zu einem kleineren Teile ergeben, da die meisten die buddhistischen Verbote der Tötung, des Diebstahls usw. (die 5 Gebote) nicht schätzten. Die Feindseligkeiten dieser Yakkhas aber bedeute eine Gefahr für die Jünger des Buddha, die sich gern in der Einsamkeit aufhielten. Der Erhabene möge sich im Interesse seiner Gemeinde darum den Āṭānāṭiya-Schutzzauber (*rakkhā*) aneignen. Vessavaṇa rezitiert sodann den Zauber, der, abgesehen von einer einleitenden Anrufung der sieben letzten Buddhas, aus einer etwas einförmigen Beschreibung der Reiche der vier Himmelskönige besteht. Vessavaṇa verheißt sodann, er werde buddhistische Gemeindemitglieder, welche sich diesen Zauber zu eigen machten, durch Verbannung und schwere Bestrafung ihnen lästig fallender Yakkhas beschützen. Sodann spricht er von ihm unbotmäßigen, wilden Dämonen, die es in seinem Reiche genau so gebe wie große Räuber im Lande des Königs von Magadha. Wenn solche Yakkhas ein Gemeindemitglied belästigen sollten, möge dieses zum Schutz die großen Heerführer der Yakkhas, deren Namen er in Versen aufzählt, anrufen. Nach Verkündung dieses Schutzzaubers begeben sich die Himmelskönige mit ihrer Begleitung davon. Am nächsten Morgen berichtet der Buddha den Mönchen vom Besuche der Himmelskönige und der Rede Vessavaṇas durch Wiederholung des gesamten Wortlauts und empfiehlt ihnen, sich den Āṭānāṭiya-Schutzzauber anzueignen.

Die Sanskrit-Version stimmt mit dem Pāli in den Hauptzügen überein, doch gibt es starke Abweichungen in den Einzelheiten. Schauplatz ist hier das Jetavana zu Śrāvastī. Es treten nicht alle Himmelskönige auf, sondern nur der Großkönig Vaiśravaṇa mit seinem Gefolge. Die einzelne Nennung der sieben Buddhas fehlt. Nach Beschreibung der Reiche der vier Himmelskönige wird der Text dann viel ausführlicher. Vaiśravaṇa zählt die Anführer der Gandharvas in einer längeren metrischen Namenliste auf. Er bezeichnet die Genannten als seine Brüder und will ihnen Mitteilung machen, wenn ein Dämon ihrer Klasse ein Gemeindemitglied belästigt. Falls das Gemeindemitglied den Schutzzauber zur Anwendung bringt, und der Dämon dann nicht weicht, wird er von seinen Genossen verstoßen werden, und sein Kopf muß in sieben Stücke zerplatzen. Darauf folgen entsprechende Abschnitte für die Kumbhāṇḍas, die Nāgas und die Yakṣas, so daß wir also den Bereichen der vier Himmelskönige entsprechend vier Aufzählungen von Gottheiten erhalten, denen im Pāli nur eine gegenüber steht.

Bedeutsam ist sodann, daß das Sanskrit nach den einzelnen Abschnitten bereits Zauberwörter und magische Sprüche einfügt, die mit dem Worte *tadyathā* „folgendermaßen" (lautet der hier wirkungskräftige Mantra) eingeführt werden.

Dieser Zug scheint mir entwicklungsgeschichtlich besonders wichtig; denn wir können somit an diesem hīnayānistischen Sūtra, das in seiner ganzen Haltung eine Vorstufe der Beschwörungstexte des Tantrayāna ist, sowohl die

Ausbildung von Namenlisten zu Mantras wie das Eindringen geheimnisvoller Silben und Sprüche verfolgen. Diese religionsgeschichtliche Bedeutung scheint mir sehr wesentlich zu sein, und ich hätte es darum gern gesehen, wenn die Unterschiede des Sanskrit und des Pāli und ihre Hintergründe in dieser Hinsicht stärker hervorgehoben und ausgeführt worden wären. Hoffmann weist in einer kurzen Skizzierung der Stellung des Sūtra in der buddhistischen Literatur (S. 10—11) vor allem auf die kosmographische Beschreibung des Reiches der vier Lokapālas, insbesondere des Kubera, als den interessantesten Teil des Sūtra hin.

Die Bearbeitung des Textes und seiner Parallelen macht einen gediegenen, zuverlässigen Eindruck. Sie bezeugt H.s gründliche philologische Schulung und weitreichende Sprachkenntnisse. Vielfach stimmen die Beobachtungen, die der Bearbeiter am Pāli und Sanskrit-Text wie an einer tibetischen und einer chinesischen Version macht, mit den meinigen bei Herausgabe des Mahāsamājasūtra überein. Stellenweise entsprechen sich die Texte übrigens bis in den Wortlaut, und so ergänzen sich die beiden Ausgaben in mancher Beziehung. Auf Einzelheiten will ich nicht eingehen. H. hat sich mit dieser Erstlingsarbeit (Berliner Dissertation) jedenfalls glücklich in den Kreis der Fachgelehrten eingeführt und verdient alle Anerkennung.

Jestin, Remont: **Ar Bouddha hag ar Vouddhadegez.** Brest: Yves Le Drézen 1936. (128 S.) 8° = Gwalarn 95—96. 10 lur. Bespr. von Wolfg. Krause, Göttingen.

Ein Werk über Buddhismus in bretonischer Sprache ist eine völlige Neuheit und verdient eben schon darum, der Öffentlichkeit in dieser Zeitschrift bekannt gegeben zu werden. Der Verf. ist ein Mann, der mitten in der bretonischen Volksbewegung steht, der für sein keltisches Bretonentum glüht und in dem vorliegenden Werk versucht, seinem Volk die inneren Werte einer einen halben Riesenkontinent umspannenden Geistesmacht in der Sprache eben dieses kleinen, von dem übrigen Europa nur allzusehr übersehenen Volkes zu erschließen. J. sagt von sich selbst im Vorwort (S. 8): „Was mich betrifft, so bin ich ganz und gar kein Indologe, aber ich habe mich in den Buddhismus hineingearbeitet und mit Ernst in ihn vertieft, eine lange Zeit hindurch, nicht aus Beruf, sondern aus Neigung."

Dem Verf. geht es in seiner Darstellung besonders um den Begriff des Nirvāṇa, den er — im Anschluß vor allem an L. de la Vallée Poussin — nicht rein verstandesmäßig als das absolute Nichts fassen will, sondern als ein Ding an sich, als den beglückenden Zustand einer vollständigen und ewigen Erlösung.

J. gliedert seinen Stoff in folgender Weise: 1. Zeugnisse. 2. Buddhas Leben. 3. Die Lehre. 4. Geschichte des Buddhismus. 5. Der moderne Buddhismus.

Dazu kommt noch ein — natürlich keineswegs erschöpfendes — Literaturverzeichnis sowie eine alphabetische Liste bretonischer Wiedergaben buddhistischer und allgemein wissenschaftlicher Fachausdrücke mit englischen Übersetzungen oder bretonischen Paraphrasen. Die Schöpfer und Weiterbildner einer — bisher noch nicht völlig geglätteten — bretonischen Schriftsprache bemühen sich nämlich, alle Fremdwörter, auch wissenschaftliche Fachausdrücke, durch rein bretonische Wörter mit rein bretonischen Ableitungssilben zu ersetzen. Dabei sind selbstverständlich fortwährend sprachliche Neubildungen notwendig, die nun ihrerseits dem bretonischen Leser erklärt werden müssen.

Das Werk wird, wie aus dem Gesagten hervorgeht, dem Fachforscher auf dem Gebiet des Buddhismus wenig Neues bieten, erhebt auch gar nicht einen solchen Anspruch. Und doch wird auch der Indologe sich freuen, daß die Gedankengänge des Buddhismus, die schon in so viele Kultursprachen übersetzt worden sind, mit diesem Büchlein in das reine, wenn auch noch ein wenig steife Gewand einer weiteren Sprache gekleidet und damit einem zäh um den Bestand seiner altererbten Kultur ringenden Volkstum zugänglich gemacht sind.

Ostasien.

Kuo Shao Yü: Fragments of Sung Criticism of Poetry. Vol. I (451 S.); Vol. II (253 S.). Peiping: Publ. by the Harvard-Yenching Institute, Yenching University [o. J.]. gr. 8° = Yenching Journ. of Chin. Stud., Monogr.-Ser. No. 14. Bespr. von W. Eberhard, Ankara.

Der Verf. hatte in einem größeren Aufsatz (Yenching Journal Nr. 21 pag. 146f.) die ältesten erhaltenen Shih-hua ('Criticism of poetry') untersucht. Diesmal versucht er eine Restaurierung der Shih-hua, die als ganze Werke, soweit man sehen kann, jetzt verloren sind und von denen nur noch Teile in den verschiedensten anderen Werken als Zitate auftreten. Die Arbeit verrät eine außerordentliche Beherrschung des gesamten literarischen Materials der Sung-Zeit und der darauffolgenden Zeit, es ist eine unglaubliche Menge von Texten herangezogen worden mit dem Erfolg, daß von recht vielen verlorenen Shih-hua der Sung-Zeit wieder größere Teile zusammengestellt werden konnten. Abgesehen von der Zusammenstellung sind zugleich alle Textlesarten mit angeführt, auch sind an wichtigen Stellen oft recht aufschlußreiche Kommentare beigefügt. Die Arbeit birgt somit ein großes, sehr wertvolles Material in sich. Sie ist nicht nur von Wichtigkeit für jeden, der sich mit T'ang- und Sung-Dichtung beschäftigt, sondern auch sonst springen interessante Dinge heraus. So wird z. B. an einer Stelle mitgeteilt, daß im Bezirk Ho-tung in der T'ang- und Sung-Zeit die auslautenden -ng abfielen und der vorhergehende Vokal verlängert wurde (also wie in japanischen und in uigurischen Lehnworten); dann werden mehrere hsieh-hou-yü (Redensarten, von denen

nur der eine Teil ausgesprochen wird, der andere weggelassen; vgl. die Arbeit von E. Schmidt in Asia Major) aus der Han- und T'ang-Zeit mitgeteilt und vieles mehr. Durch die Mitteilung von Äußerungen bekannter T'ang- und Sung-Dichter über die Schönheiten oder Fehler von Gedichten anderer bekommen wir ein Bild der damaligen Stilrichtung; durch Erklärungen sachlicher Umstände und reimtechnischer Dinge werden Gedichte verständlich, die sonst nicht verständlich werden konnten. So sind diese Shih-hua durchaus wichtig, und es ist zu wünschen, daß der Verf. sein großes weiteres Arbeitsprogramm in ähnlicher Weise wird durchführen können.

Forbath, Ladislaus: **Die neue Mongolei.** Nach Joseph Geleta's Tagebuch. Berlin: Schützen-Verlag (o. J.). (327 S.) 8° RM 4 —; geb. 5,50. Bespr. von Erich Haenisch, Berlin.

Es ist ein unterhaltendes und belehrendes Buch: Ein ungarischer Kriegsgefangener, Elektroingenieur von Beruf, entflieht aus Minusinsk in Sibirien und wird neun Jahre lang, bis 1929, in der Mongolei aufgehalten. Seine Wanderung führt durch die Waldgebirge von Urianghai nach Uliasutai, von dort nach der Kloster- und Hauptstadt Urga (Ulanbator), wo er den ersten Angriff Ungern-Sternbergs erlebt. In die Flucht der chinesischen Besatzung hineingerissen, gelangt er nach Maimaitschen, von dort nach Troizkosawsk auf der sibirischen Seite, von wo er sich, durch Ungern-Sternbergs Einbruch aufgescheucht, nach Belcir zum Pelzeinkauf, danach nach Dsu Modo begibt, um nach Einzug der Roten in Urga im Juni 1921 und Festigung der Verhältnisse endgültig zum dauernden Aufenthalt dorthin zurückzukehren. In dieser Stadt verbleibt er nun, im Dienste der mongolischen Regierung mit der Anlage eines elektrischen Kraftwerks und verschiedener Bauten beauftragt, bis ihn das Heimweh nach Hause treibt.

Was dem Buche fehlt, ist eine Übersichtskarte, die Datierung der Erlebnisse und die Einleitung: die Erzählung bringt eine ganze Reihe von weniger bekannten Orten, noch dazu nach dem Gehör geschrieben, die sich auf den Landkarten nicht finden, so daß der Weg der Wanderung sich nicht leicht verfolgen läßt. Obgleich der Erzählung doch ein Tagebuch zugrunde liegt, stößt der Leser erst in der Mitte des Buches auf S. 157 auf eine Zeitangabe und muß sich nach den Angaben am Schlusse das Datum des Anfangs berechnen. Es wäre schon gut gewesen, wenn Forbath uns wenigstens eine kurze Vorbemerkung über den Erzähler gegeben hätte — lebt er noch? — sowie über das Tagebuch und seinen eigenen Anteil an der Veröffentlichung (etwa nur die Anordnung und Benennung der Kapitel?). So zweifelt man, ob diese unter dem richtigen Verfasser geht, ob nicht besser Gelata als solcher und Forbath nur als Herausgeber genannt sein sollte. Denn der Bericht ist in Erzählungsform geschrieben, bis auf die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Einschübe, und diese bilden unbedingt die schwachen Teile: der Dalai Lama in Lhasa und der Großlama (d. i. der Tschangkya Hutuktu) in Peking sind nicht Anwärter auf die Würde des Bogdo Gegan in Urga. Dieser führt die tibetisch-mongolische Bezeichnung Cse-Dsun Damba Chutuktu (d. i. Dschebtsun Dampa Hutuktu) nicht als persönlichen Namen, sondern als Prädikat seiner Würde, als Inkarnation Tāranātha's (S. 83). — Die Geschichte der Mongolen (S. 76ff.) — gehört aus dem Munde eines russischen Kaufmannes! — ist recht verworren: „Die Mongolei mußte sich an die Mandschurei anlehnen und wurde ein Vasallenstaat, um nach der Eroberung Chinas durch die Mandschus dem chinesischen Kaiserreiche einverleibt zu werden!" Tatsächlich lief die Geschichte etwas anders. Auch hat Amursana nicht vor Jahrhunderten die in Rußland lebenden Mongolen geeinigt (S. 221). Dann gibt es am Schlusse des Kapitels XXI Verwechselungen bei dem Namen ‚Goldene Horde'. An allen diesen Stellen hätte der Herausgeber — wenn die Einschübe nicht von ihm selbst stammen — eingreifen müssen. Es gibt genug Bücher, aus denen man sich unterrichten kann, z. B. Köppens ‚Lamaische Hierarchie und Kirche'.

Diesen verschiedenen Unrichtigkeiten gegenüber steht nun der große Wert der eigentlichen Erzählung und der volkskundlichen Schilderungen. Die Beobachtungen aus dem mongolischen Volksleben, wie etwa die hübsche Handelsszene in Vangin Chure (S. 97—102), sind überzeugend echt, so ganz anders als etwa Ossendowski's Erzählungen. Das Interessanteste aber sind zweifellos die Erlebnisse in Urga im Umsturzjahre 1921 und der Verkehr mit den dortigen politischen Persönlichkeiten der zwanziger Jahre: die Berichte aus der von den Chinesen besetzten Stadt (Expedition des ‚Kleinen Hsü'), vom Angriff Ungern-Sternbergs, Abmarsch und Flucht der Besatzung, von der Freundschaft und Hilfsbereitschaft der chinesischen Bekannten, die selbst alles Gut verloren haben, alles das wirkt in der Darstellung unmittelbar und natürlich und gewinnt den besonderen Wert durch die Tatsache, daß wir eben von den Vorgängen in der Mongolei sonst gar nichts wissen. Der ‚tolle Baron' tritt nicht

selbst in Erscheinung. Ihm galt ja eben die Flucht nach Maimaitschen. Aber mittelbar erfährt man von ihm und erhält ein schwarzes Bild von dem Manne Ungern-Sternberg und seiner Herrschaft. Es scheint, als seien die Tagebuchaufzeichnungen nach der Niederlassung des Autors in Urga und der Aufnahme des geregelten Lebens abgebrochen und nur durch wenige gelegentliche Notizen fortgeführt. — Der Herausgeber hätte uns darüber aufklären sollen. — Jedenfalls kommen die sieben oder acht Jahre der Urga-Zeit im Verhältnis zu kurz, auch in den Abbildungen (von Volkstypen und Volksscenen aus dem Lande, auch von Lamatempeln, Tsam-Tänzen sind genügend Aufnahmen bekannt. Wir hätten dafür lieber Bilder aus dem Straßenleben von Urga und Uliasutai gesehen, etwa vom Marktplatz, vom Volkshaus, auch vom heiligen Berge Bogdo Ola). Uninteressant waren die Jahre jedenfalls nicht. Der Besprecher hat sich i. J. 1928, von Troizkosawsk kommend, in Urga und Uliasutai aufgehalten, mit Arbeiten von den Bibliotheken beschäftigt, und so eine Kenntnis vom Leben dieser Städte, ferner vom Steppenleben gewinnen können. Auch einige der im Buche genannten Männer sind ihm bekannt geworden, wenn auch leider nicht der Autor Geleta selbst. Jedenfalls aber ist er in der Lage, sich ein Urteil über die Berichte Geleta's zu bilden. Dies Urteil ist empfehlend, wenn auch natürlich etwa die Charakterbilder der aufgeführten Persönlichkeiten nicht bezeugt werden können. Der mongolische Volksstaat (Äußere Mongolei) ist heute fast verschlossener als Tibet und duldet außer Russen, chinesischen Handwerkern und Kaufleuten und eben den eingebürgerten Kriegsgefangenen des Weltkrieges keine Fremden in seinen Grenzen. Daher muß man alle Bücher über das Land mit Vorsicht aufnehmen und diejenigen doppelt wertschätzen, die sich als zuverlässig ausweisen.

Afrikanistik.

Westermann, Diedrich: **Die Ewe-Sprache in Togo.** Eine praktische Einführung. Berlin: W. de Gruyter in Komm. 1939. (IV, 95 S.) 8° = Lehrb. d. Auslandhochschule a. d. Univ. Berlin, hrsg. von dem kommiss. Leiter der Ausl.-Hochsch. Band XXXIX. RM 4 —. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

Den lexikalischen und grammatikalischen Werken Westermanns über das Ewe verdanken wir es in erster Linie, daß diese wichtige Sprache unserer Kolonie Togo heute zu den am besten bekannten Sprachen Afrikas gehört. Mit dem vorliegenden Werk füllt der Verf. nun eine Lücke, die bei dem bisherigen Fehlen eines Übungsbuches für den Unterricht von Lehrenden und Lernenden stets schmerzlich empfunden werden mußte. Das Buch enthält alles, was der Anfänger braucht: Übungsstücke, bei denen es der Lernende besonders dankbar begrüßen wird, daß die für das Ewe so wesentlichen musikalischen Töne stets sorgfältig bezeichnet sind, ferner das zu den Übungsstücken gehörende grammatische Pensum, wodurch das Buch gleichzeitig zu einer ersten Einführung in den grammatischen Aufbau der Sprache wird, schließlich außer den Vokabeln der Übungen noch zwei Vokabulare mit dem wichtigsten Wortschatz für den Anfang.

Bei den grammatischen Abschnitten muß man, obwohl sie natürlich keineswegs alle Eigenheiten der Grammatik behandeln können, durchaus zu der Erkenntnis kommen, daß das Ewe doch mehr an Formenlehre aufzuweisen hat, als man gemeinhin einer „isolierenden" Sprache zutraut. Der didaktische Zweck dieser grammatischen Abschnitte bietet oft den Vorteil präziserer, übersichtlicher auf das wesentliche ausgerichteter Formulierungen und Zusammenstellungen, als sie in den ausführlicheren Grammatiken gefunden werden können, z. B. bei der Behandlung der „Frage" auf S. 35f. Vereinzelt wird man kleine Abweichungen von den älteren Darstellungen bemerken können, etwa hinsichtlich der Töne, z. B. *blávè* statt *blâvè* „20" usw. oder *miélè* statt *miele* in der 2. Plur. des Progressivs usw., oder hinsichtlich der Vokalfärbung, z. B. *megbé* statt *mɛgbé* „Rücken" bzw. „hinter". Bei der Sorgfalt und Sachkenntnis des Verf. haben wir in diesen Abweichungen aber zweifellos auf genauerer Beobachtung beruhende Verbesserungen zu sehen. Die aus dem Leben stammenden Texte bieten außer ihrem eigentlichen Zweck eine gute Einführung in das Volkstum der Eingeborenen.

Das Buch ist als wertvolle und notwendige Ergänzung der Lehrmittel für das Ewe zu begrüßen; es wird das Erlernen der Sprache wesentlich erleichtern.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

The Journal of hellenic studies 57 1937:

1 28—37 T. B. Mitford, Contributions to the Epigraphy of Cyprus.

2 160—218 M. N. Tod, The Progress of Greek Epigraphy 1935/6 (211—6: Inschriften aus Syrien und Palästina). — 227—37 R. M. Cook, Amasis and the Greeks in Egypt (Herodots Bericht ist irreführend).

58 1938:

1 1—30 C. L. Woolley, The Excavations at Al Mina, Sueidia I.

2 133—70 C. L. Woolley, The Excavations at Al Mina, Sueidia II. (Im ersten Teil werden die vorläufigen Ergebnisse der Ausgrabung dargestellt, der zweite bringt die Einzelfunde.) — 100 *C. F. A. Schaeffer, Missions en Chypre 1932—1935 (G. H.). — 102 *Sir Aurel Stein, Archæological Researches in North-Western India and South-Eastern Iran (R. D. B.). W. K.

Iraq 4 1937:

2 91—177 M. E. L. Mallowan, The excavations at Tall Chagar Bazar and an archæological survey of the Ḫabur region. Second campaign, 1936 (mit 8 Taf. und 25 Abb. Während des 2. Grabungswinters wurden vor allem die Schichten 1—5 des Tell Čagar Bazar untersucht. Einige Tontafelfunde ermöglichten genauere Datierungen: Schicht 1 etwa 1900—1600, 2—3 etwa 2900—2300, 4—5 etwa 3200—2900. In Schicht 1 wurde eine besondere Art bemalter Keramik in größerem Umfang festgestellt, die offenbar iranischer Herkunft ist [sog. Ḫabūr-Keramik]. Eine nebenher geführte Versuchsgrabung an den Hügeln Čermayir und Arbit ergab denen des Tell Čagar Bazar genau entsprechende Schichtenfolgen; auch fehlen wesentliche Reste der Zeit nach 1600, und die Zeit vor der churrischen Wanderung [seit etwa 1900] ist ebenfalls schlecht vertreten). — 178—85 C. J. Gadd, Tablets from Chagar Bazar, 1936 (veröffentlicht und bespricht die wenigen 1936 gefundenen Tafeln; auf denen der Zeit um 1900—1800 finden sich akkadische, ostkanaanäische und churritische Personennamen). — 186—9 R. C. Thompson, A new record of an assyrian earthquake (veröffentlicht und bearbeitet einen 1930 in Nineveh gefundenen neuassyrischen Brief, der die Folgen eines Erdbebens schildert). — 191—5 Index.

5 1938:

1 1—11 P. Delougaz, A short investigation of the temple at al-'Ubaid (mit 4 Taf. und 4 Abb. Berichtet über eine kurze Nachgrabung, die nachwies, daß der Ninchursang-Tempel des A-anne-padda in el-'Obēd ebenso wie der frühdynastische „Ovaltempel" von Ḫafāǧī von einem ovalen Mauerzug umgeben war). — 12—22 J. G. Milne, The coinage of Aradus in the Hellenistic period (behandelt die Münzprägungen der hellenistischen und römischen Zeit in den phönikischen Städten und gibt eine Übersicht über die in Aradus bezeugten Münzzeichen). — 23—30 R. C. Thompson, The Assyrian kisal as the origin of the carat-weight (über das Verhältnis der Einheiten Karat und kisal zum Johannisbrotbaumsamen). — 31—54 E. S. Drower, A Mandæan phylactery (*Qmaha ḏ Bit mišqal ainia*) (gibt auf Grund zweier Handschriften, deren ältere auf 1273 datiert ist, den Text der Schutzrolle in lateinischer Umschrift und seine Übersetzung mit zahlreichen philologischen und sachlichen Anmerkungen). — 55—64 R. E. v. d. Meer, A Topography of Babylon (veröffentlicht und bearbeitet aus den Beständen des Ashmolean-Museum in Oxford 3 Tontafelbruchstücke, die die leider sehr schlecht erhaltene sog. Stadtbeschreibung von Babylon aus neubabylonischer Zeit in willkommener Weise ergänzen). — 65—81 A. S. Hemmy, The weight-standards of ancient Greece and Persia (mit 37 Verteilungskurven und 3 Tabellen. Die Bestimmung des Regelgewichts antiker Münzen wird durch den mehr oder weniger starken Gewichtsverlust, den die meisten von ihnen erlitten haben, erschwert. H. versucht mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung Durchschnittswerte für den Gewichtsverlust von Silber- und Goldmünzen festzustellen, um auf Grund davon das ursprüngliche Gewicht leicht beschädigter oder oxydierter Münzen errechnen zu können). — 82—4 B. R. Townend, An Assyrian dental diagnosis (mit 1 Taf. Neubearbeitung des neuassyrischen Briefes Harper Nr. 586 auf Grund einer Kollation des Originals).

2 85—8 D.-H. Gordon, The age of frontier Terracottas (zu Iraq IV 1ff. mit 4 Taf. Behandelt bestimmte Gruppen von Muttergöttindarstellungen aus dem iranisch-indischen Grenzgebiet). — 89—104 G. C. Miles, The coinage of the Kākwayhid Dynasty (mit 1 Taf. und 1 Kte. Behandelt die Münzen des 11. Jahrh. aus dem Gebiet der mitteliranischen Ǧibāl-Provinzen; 10 Münzinschriften werden neu veröffentlicht). — 105—17 E. S. Drower, Woman and Taboo in Iraq (über Volksbräuche im Zusammenhang mit den natürlichen Lebensvorgängen der Frau). — 118—22 C. J. Gadd, A visiting artist at Nineveh (mit 10 Taf. Veröffentlicht eine Gruppe von aufschlußreichen Aquarellzeichnungen, die Rev. S. C. Malam 1850 bei seinem Besuch der Grabungen Layards in Nineveh und Kalaḫ angefertigt hat). — 123—42 S. Lloyd, Some ancient sites in the Sinjar district (mit 6 Abb. Verzeichnet etwa 80 Ruinenhügel des Sinǧar-Gebietes, von denen die wichtigeren auf Grund der Oberflächenfunde kurz gekennzeichnet werden). — 143—56 G. Reitlinger, Medieval antiquities west of Mosul (mit 6 Taf. und 3 Abb. Behandelt die Baureste islamischer Zeit aus dem gleichen Gebiet). — 157—79 T. Fish, The Sumerian city Nippur in the period of the Third Dynasty of Ur (Überblick über den Inhalt der bisher bekannten neusumerischen Urkunden aus Nippur. 38 weitere, von denen sich eine in London, die übrigen in Philadelphia befinden, werden in Umschrift und Übersetzung neu veröffentlicht). — 180—6 Index.

W. v. Soden.

Der Islam 24 1937:

1 1—42 F. Meier, Stambuler Handschriften dreier persischer Mystiker: 'Ain al-quḍāt al-Hamaḍānī, Naǧm ad-dīn al-Kubrā, Naǧm ad-dīn ad-Dāja (Anhang: H. Ritter, Der Inhalt der Risālat aṭ-ṭujūr Dāja's). — 43—74 F. Taeschner, Der Anteil des Sufismus an der Formung des Futuwwaideals (mit einem Auszug aus Bērūnīs Steinbuch). — 75—89 J. Schleifer, Zu zwei arabischen Medizinbüchern. I. Zu Sobhys Ausgabe der Ḏaḫīra. — *A. Grohmann, Arabic Papyri in the Egyptian Library, I (A. Dietrich).

2 105—30 J. v. Somogyi, Ein arabischer Bericht über die Tataren im „Ta'rīḫ al-Islām" von aḍ-Ḏahabī (Quelle: 'Abdallaṭīf al- Baġdādī). — 131—50 W. Heffening, Zum Leben und zu den Schriften an-Nawawī's, 4. Ein neues Schreiben an- N.s über die Beschlagnahme der Gärten der Damaszener durch Sultan Baibars. — 151—74 G. Furlani, Gli interdetti dei Yezidi. — 175—85 H. Ritter, Carl Heinrich Becker als Orientalist. — 185—91 H. Gottschalk, Gotthelf Bergsträsser †. — 192—5 J. Schacht, Christiaan Snouck Hurgronje. — *J. Rypka, La métrique du mutaqárib épique du Persan (H. G. Christensen).

3/4 201—69 E. Bräunlich, Versuch einer literargeschichtlichen Betrachtungsweise altarabischer Poesien (Dichterschulen, speziell bei den Huḏailiten). — 270—86 H. Ritter, Philologica, IX. Die vier Suhrawardī, 1. (Šihābaddīn as-S. al-Maqtūl). — 287—306 A. Siggel, Das Sendschreiben „Das Licht über das Verfahren des Hermes der Hermesse dem, der es

begehrt" (Text und Übers. eines alchemistischen Traktates). — *C. Brockelmann, Geschichte der Arabischen Literatur. Erster Supplementband, Lief. 1—10 (M. Krause). — *Abū Nu'aim, Ḏikr Aḫbār Iṣbahān (A. Schaade). — *O. Löfgren, Arabische Texte zur Kenntnis der Stadt Aden im Mittelalter (Mohamed Madi). — *M. Krause, Die Sphärik von Menelaos aus Alexandrien in der Verbesserung von Abū Naṣr Manṣūr b. 'Alī b. 'Irāq; ders., Stambuler Handschriften islamischer Mathematiker (K. Garbers). W. Caskel.

Mnemosyne. Bibliotheca Classica Batava. III. ser. 6:

355—61 J. H. Jongkees, Gottesnamen in lydischen Inschriften (während in den griechischen und lateinischen Inschriften Lydiens neben den altanatolischen Götternamen die griechischen, phrygischen und persischen sehr stark vertreten sind, stehen in den lydischen Inschriften neben 11 altanatolischen Götternamen nur 1 persischer und 2 griechische: *Asri* [= Athene] und *Θiυś* — letzterer = Zeus in der aus dem Griechischen entlehnten Form, während in *Θuveś* der einheimische Zeus vorliegt).

III. ser. 7:

157—60 J. H. Jongkees, Zur Transkription des Lydischen (faßt das umstrittene Zeichen † als *đ* = stimmh. engl. th und umschreibt es mit ϑ). R. H.

Monumenta Nipponica 1 1938:

2 1—8 M. Anesaki, Prosecution of Kirishitans after the Shimabara Insurrection (Besonders herausgearbeitet wird die Bedeutung, welche das Shogunat diesen Verfolgungen beilegte). — 9—24 G. Kato, The Shinto Studies of Jiun, the Buddhist Priest and Motoori, the Shinto Savant (Die Auslegungen dieser beiden wichtigen Gelehrten der Tokugawa-Zeit werden gegenübergestellt. Jiun sieht Buddhismus und Shintō eng verknüpft. Motoori strebt nach dem reinen, d. h. von allen konfuzianischen und buddhistischen Gedanken freien Shintō, der in der altehrwürdigen Überlieferung des Inselreiches fest verankert ist. Beide sehen im Shintō den „Weg" für Japan). — 25—57 H. Bohner, Hanazono Tenno, Taishi wo Imashimuru no Sho „Mahnung an den Kronprinzen" (Eine in die Tiefe gehende Einleitung, welche Einblick in die inneren und äußeren Geschehnisse der Zeit gibt, geht der Übersetzung der Mahnschrift voraus. Der Tennō Hanazono (reg. 1308 bis 1318) gibt in dieser Schrift dem Kronprinzen Kazuhito, dem späteren Tennō Kwogon, Ermahnungen, voll Eifer das höchste Ziel des Fürsten zu erstreben: toku (Tüchtigkeit, Wesenskraft) und gaku (Ausbildung, Bildung). — 58—85 H. Dumoulin, S. J., Yoshida Shōin (1830—1859) (4 Taf.). (Das Leben dieses jugendlichen Kämpfers der Vorzeit der Meijierneuerung, seine Persönlichkeit, sein Wirken und seine Gedanken werden an Hand hauptsächlich von Briefen geschildert). — 86—93 H. Bernard, S. J., Valignani ou Valignano, l'auteur véritable du récit de la première ambassade japonaise en Europe (1582—1590) (1 Taf.). (Schildert das Zustandekommen einer Reise vier junger Japaner als „Gesandten" nach Europa und die Geschichte der Abfassung eines Berichtes dieser Reise.) — 94—146 R. H. van Gulik, The Lore of the Chinese Lute, An Essay in Ch'in Ideology (2 Taf.), noch nicht beendet. (Diese außerordentlich interessante Arbeit handelt über die chinesische K'in („Lute", deutsch wohl am besten mit „Zither" wiederzugeben) und ihre Bedeutung im kulturellen Leben Chinas). — 147—58 R. Douteau, La croisière extraordinaire de la galiote „St. Pierre et St. Paul" dans la mer de Béring et sur les côtes du Japon (1771) (1 Karte) (Versuch, das Wahre aus dem Reiseberichte des polnischen Abenteurers Graf de Benyowsky, welcher mit dem Schiff von Kamtschatka nach Makao fuhr, herauszuarbeiten. Der Aufsatz ist noch nicht abgeschlossen). — 159—72 Y. Kataoka, Takayama Ukon. (Dieser eifrige und treue Anhänger des christlichen Glaubens zur Zeit Oda Nobunagas wird als Mensch und Persönlichkeit geschildert). — 173—275 Quellenbeiträge: 173—222 A. Bohner, Tenchi no Hajimari no Koto, Wie Himmel und Erde entstanden. (Das bis jetzt nicht zugänglich gewesene Werk, die christliche Heilsgeschichte in japanischer Beleuchtung, wird hier in einer mit reichen Anmerkungen versehenen Übersetzung geboten; der jap. Text ist beigegeben.) — 223—56 P. Humbertclaude, Myōtei Mondō, Une apologétique chrétienne japonaise de 1605. (Das von dem Jesuitenpater Fucōn Fabian [auch Fabien oder Fabrice] geschriebene Werk wird hier in Übersetzung vorgelegt. Die Übersetzung ist noch nicht abgeschlossen.) — 257—75 W. Whitehouse, Ugetsu Monogatari, II. Asajigayado, The Cottage in the Wilderness, III. Binfukuron, An Argument on Wealth (Fortführung der in Vol. I, 1 begonnenen Übersetzung des Ugetsu Monogatari von Ueda Akinari [1734—1809]). — 276—315 Brief Notes — Kurzbeiträge: 276—83 G. Voss, S. J., Masaharu Anesaki als Historiker des „Christlichen Jahrhunderts". — 284—92 H. Dumoulin, S. J., Zur japanischen Shintōforschung. (Behandelt in der Hauptsache zwei Werke des Shintōforschers Genchi Katō, nämlich Shintō no Shūkyō Hattatsu shi teki Kenkyū und Shintō Shoseki Mokuroku). — 293—9 Dr. R. H. van Gulik, Two important Japanese publications on Chinese and Japanese Bibliography. (An Hand der Werke Shoshigaku-Ronko von K. Nagasawa und Kokatsujihan-no-Kenkyū von K. Kawase gibt der Verf. wichtige Hinweise auf das Studium der Buchgeschichte und der damit verbundenen Gebiete überhaupt.) — 300—4 M. von Küenburg, S. J., Kirishitan Yashiki, das ehemalige Christengefängnis in Koishigawa (2 Taf., 1 Pl. im Text). — 305—9 Y Nomura, Wandbilder des Hōryūji (2 Taf., 1 Pl. im Text). — 310—3 K. Nakamura, Psychologische Betrachtungen der prälogisch-ästhetischen Erlebnisse des ostasiatischen Künstlers. — 314—5 H. Bohner, Hahn und Uhr. — Reviews: 316—33 *C. R. Boxer, Jan Compagnie in Japan (Sir G. Sansom). — *H. Bernard, S. J., Le Père Matthieu Ricci et la Société Chinoise de son Temps (1552—1610) (J. Laures, S. J.). — *T. Yamaguchi, Omurahan Kokirishitan Kenkyū Shiryō (G. Voss). — *H. L. Keenleyside and A. F. Thomas, History of Japanese Education and Present Educational System (J. B. Kraus, S. J.). — *K. Hamada, Prince Ito (J. B. Kraus, S. J.). — *N. Tsuda, Handbook of Japanese Art (H. Heuvers, S. J.). — *D. C. Holtom, The National Faith of Japan — A Study in Modern Shintō (Dr. K. A. Reischauer). — *T. Niwa, Chrysanthemums of Japan (M. v. Küenburg, S. J.). — *A. Bohner, Japan und die Welt (J. B. Kraus, S. J.). — *A Course of Colloquial Chinese, Peiping 1937, H. Vetch (W. Sch.). — *A. Pinto und Y. Okamoto, P. Luis Frois, S. J., Segunda Parte da Historia de Japan (J. Laures, S. J.). — *Harvard Journal of Asiatic Studies, Vol. III, I, April 1938 (Dr. R. H. van Gulik). H. Hammitzsch.

Monumenta Serica 3 1938:

2 345—84 H. Stübel, The Yao of the province of Kuangtung. (In dem Aufsatze werden die Yao (瑤)

beschrieben, welche im Ch'ing-yün-Gebirge (青雲山) im Nordwesten Kuangtungs wohnen. Im einzelnen handelt der Verf. über die Reise an seine vier Studienplätze, die Anthropologie und Hygiene [Körperform, Gesundheitszustand, Reinlichkeit, Mahlzeiten und Nahrung, Getränke, Destillation, Tabakrauchen], die Kleidung der Männer und Frauen und ihre Haartracht, die Siedlungsweise und das Haus [Hausbau, Wohnweise, Siedlungsdichte, Haus und Nebengebäude, Mobiliar], die Ökonomie [Feldbau, Tierhaltung, Jagd, Fischen, Lohnarbeit, Gemeinwirtschaftsarbeit], die politische Soziologie und die Familie [Familie und Clan, Führerschaft, Diebstahl und Strafe, Fremdenrecht, Krieg], das Brauchtum der Familie [freier Verkehr der Geschlechter unter der unverheirateten Jugend, Heirat, Geburt, Erbrecht, Stellung der Frau nach der Ehe, Adoption], die Religion [Abstammungssagen, Priester, Opfer, Beisetzung, Krankheit, Steinverehrung]. In einem Anhange behandelt Verf. die Yao von Shi-hsing (始興縣). — 385—440 E. v. Zach, Tu Fu's Gedichte (nach der Ausgabe von Chang Chin), III. Buch, (ins Deutsche) übersetzt. — 441—527 H. Bernard, L'encyclopédie astronomique du Père Schall (Tch'ong-tcheng li-chu 崇禎歷書, 1629 et Si-yang sin-fa li-chou 西洋新法歷書, 1645). La réforme du calendrier chinois sous l'influence de Clavius, de Galilée et de Kepler. (Fortsetzung und Schluß des Monumenta Serica III, 35 begonnenen Aufsatzes. Es wird die Geschichte der Kalenderreform in China zur ausgehenden Ming- und beginnenden Mandschu-Zeit unter Schalls geistiger Führung bis zur schließlichen Annahme des europäischen Stils und ihre Auswirkungen auf Nachbarländer Chinas behandelt. In den Anhängen werden abgedruckt: 1. ein Brief Schalls an Busée vom 1. 9. 1634, 2. ein Brief Futardos an Sambiasi vom 17. 5. 1640, 3. ein Brief Schalls an Futardo vom Nov. 1640, der 4. Anhang enthält ein Verzeichnis der Mitarbeiter Schalls, der 5. ein Verzeichnis der astronomischen Enzyklopädie Schalls nach dem Hui k'o shu mu 彙刻書目 mit bibliographischer Beschreibung). — 528—64 E. Schierlitz, Das Wen-yüan-ko (文淵閣) der Mingzeit. Materialien zu einer Geschichte der chinesischen Palastbibliotheken. (Nach Vorbemerkungen über die Palastbibliothek Wen-yüan-ko, welche Ch'ien-lung in Peking errichten ließ und einem Bericht über die Arbeiten chinesischer Forscher, welche diesem Gebäude gewidmet sind, handelt Verf. über das Wen-yüan-ko in Nanking zur Ming-Zeit und die Herkunft seiner Bücherbestände. Nachdem unter Yung-lo die Hauptstadt nach Peking war verlegt worden, wurde unter Überführung eines Teiles der Bücher aus dem Nankinger Wen-yüan-ko das Pekinger begründet. Diesem widmet der Verf. vor allem seine Arbeit. Behandelt wird die Geschichte der Entstehung der Bibliothek, das Gebäude und seine Lage in der Kaiserstadt, die Geschichte der Büchersammlung und ihrer Kataloge und schließlich die Geschichte ihres Verfalls). — Miszellen: 565—78 G. Ecke, Comments on calligraphies and paintings. (Verf. behandelt drei neuerlich bekannt gewordene Bilder von Tai Chin (戴進), Shêng Mao-yeh (盛茂燁), zwei Landschaftsbilder aus der Chê-Schule (浙), sowie eine Schneeszenerie aus der Wu-Schule (吳) von Shên Chou 沈周). — 579—601 R. Hoepli und I-hung Ch'iang, The origin of human helminths according to old chinese medical literature. (An Hand ausgewählter Textstellen, die mit einer Übersetzung dargeboten werden, führen die Verf. die verschiedenen Theorien der chinesischen Ärzte vor, wie die Eingeweidewürmer entstanden sein sollen. Aus dem Vergleiche mit europäischer Wissenschaft ergibt sich für die Verf., daß die letzten erreichten Höhen der chinesischen Medizin auf diesem Gebiete etwa auf gleicher Höhe stehen wie die europäischen Theorien über diesen Gegenstand um die Zeit des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrh. Eine ausgewählte Bibliographie ist beigegeben.) — 602—10 J. Przyluski, Dragon chinois et nāga indien. (Verf. ruft zunächst ins Gedächtnis zurück, daß sich ihm aus einem vergleichenden Studium der Legende von der Prinzessin mit Fischgeruch ergab, daß diese Erzählungen eine vorgeschichtliche maritime Kultur aus dem Südosten Asiens widerspiegeln. In diesen Kreis gehören auch die Vorstellungen, aus denen die Darstellung des Bogens mit dem Hindin-, Makara-, Drachen- oder Nāga-Kopfe an jedem Ende geflossen ist. Verf. findet nun eine sprachliche Stütze dafür darin, daß vor allem die Wörter nāga, welches sich aus dem Sanskrit heraus nicht etymologisieren läßt, und lung (龍) auf ein gleiches Etymon zurückgehen, welches sich auch in Inselnamen wie Laṅkā (= Ceylon), Lakkadiven, Nicobaren, Leṅkasuka und dem Volksnamen Naga erhalten hat.) — 611—27 Hsiang-lang Chang, The rebellion of the Persian garrison in Ch'üan-chou 泉州 (A. D. 1357—1366). (Verf. bietet eine Anzahl Stellen aus dem Fu-chien t'ung-chih (福建通志) mit Übersetzung und Erläuterungen über den Militäraufstand in Ch'üan-chou und schließt, daß die Rebellen Perser waren, welche dort garnisoniert standen.) — 628—44 S. A. Koshin, Über die unveröffentlichten Arbeiten des Hyazinth Bitschurin (nach Archivmaterialien des Asiatischen Museums). (W. Seuberlich übersetzt hier aus dem Russischen die Arbeit Koshins, welche im Bulletin der Akademie der Wissenschaften SSSR für 1929, und zwar in der Humanistischen Abteilung auf S. 399—412 abgedruckt ist.) — 645—58 Bücherbesprechungen. — 659—666 W. Fuchs, Bericht über Ausgrabungen in China seit 1930, I. Ch'êng-tzŭ yai 城子崖 (Schantung), II. Jehol, III. Hsün-hsien 濬縣 (Honan). — 667—80 Zeitschriftenschau über Aufsätze in Zeitschriften in europäischen Sprachen, in chinesischer und in japanischer Sprache. — 680 Eingelaufene Veröffentlichungen. — 681—9 Index der Aufsätze, Miszellen und Bücherbesprechungen im Jahresbande der Monumenta Serica.

4 1939:

1 1—39 F. S. Drake, The Shên-t'ung monastery and the beginning of Buddhism in Shantung. (Auf Quellen beruhende Untersuchung über die frühe Geschichte des Buddhismus in Schantung. Die Arbeit handelt über Lang Kung (朗公) und stellt heraus, daß dieser Mann das Kloster Shên-t'ung (神通寺) südöstl. Tsinan gründete, nicht das Kloster Ling-yen (靈巖寺). Weiter bringt der Aufsatz Untersuchungen zur Ssu-mên-Pagode (四門塔), zur Lung-hu-Pagode (龍虎塔), zum Ch'ien-fo yai (千佛崖). Das abschließende Kapitel spricht über das Kloster Chiu-t'a (九塔寺). — 40—84 F. Weller, Buddhas letzte Wanderung. (Dieser erste Teil einer Übersetzung des Mahāparinirvāṇasūtra aus dem chinesischen Dīrghāgamasūtra (長阿含經) umfaßt die beiden ersten Kapitel des Textes.) — 85—115 A. Duboscq und J. v. d. Berg, Un manuscrit inédit des „Conquêtes de K'ien-long". (Über den Feldzug Ch'ien-lung's in Turkestan wurden von den Missionaren in Peking in den Jahren 1764—1765 16 Schlachtenbilder gezeichnet, welche 1767—1774 in Paris in Kupfer gestochen wurden. Mit diesen Bildern befaßt sich die um ihretwillen verfaßte Schrift: Précis historique

de la Guerre dont les principaux événements sont représentés dans les seize estampes gravées à Paris pour l'empereur de la Chine Kien-long sur les dessins que ce prince en a fait faire à Pékin et qu'il a envoyées en France en 1766. Sie war bisher unauffindbar und wird nun hier nach einer Handschrift im Schweizer Schloß Coppet abgedruckt.) — 116—24 W. Fuchs, Die Schlachtenbilder aus Turkestan von 1765 nebst Bemerkungen zu einigen späteren Serien. (Drei Entwürfe zu der Reihe von Schlachtenbildern, welche der vorhergehende Aufsatz behandelt, besitzt Herr Prof. Kuroda Genji, Mukden. Auf diesen Blättern befindet sich neben den meisten chinesischen Kämpfern ein Blättchen mit Namensaufschrift in Mandschurisch. Fuchs veröffentlicht hier die Namen der Krieger, welche auf dem Schlachtenbilde von Tonguzluq [= Nr. 4 Pelliotscher Zählung] stehen. Weiter bringt der Aufsatz Nachrichten über einen Satz Schlachtenbilder, welcher die Unterwerfung Jehangirs in Turkestan zwischen 1825 und 1828 darstellt — er umfaßt 10 Blätter —, sodann einen vierblättrigen Satz von Stichen über die Kämpfe gegen Eingeborenenvölker in Kueichou im Jahre 1795, über einen Satz von 16 Blättern, auf denen geschildert wird, wie die Miao in Hunan und Kueichou 1795 unterworfen wurden, über einen Satz von 8 Blättern, auf denen die Gurkhakämpfe dargestellt werden, einen Satz in 12 Blättern über den Feldzug in Formosa im Jahre 1786, eine kurze Notiz über 6 Blätter, die Unterwerfung Annams betreffend, den 16blättrigen Satz Darstellungen P'ing-ting liang Chin-ch'uan chan-tu [金 川], die Steinschnitte von Schlachtenbildern aus dem Muhammedaneraufstand des Jahres 1895, sowie ein bisher unbekanntes Album von 32 Schlachtenbildern über die Unterwerfung der Li-su (㑩 蘇) in n.-w. Yünnan. Ein Bild trägt das Datum 1802.) — 125—81 D. v. d. Steinen, Poems of Ts'ao Ts'ao (D. v. d. Steinen veröffentlicht diejenigen 18 Gedichte Ts'ao Ts'aos, welche er für echt hält, im Wortlaute und in Übersetzung, geschichtliche, sachliche und textkritische Erläuterungen sind beigegeben). — 182—218 E. v. Zach, Tu Fu's Gedichte (nach der Ausgabe von Chang Chin) IV. Buch, (ins Deutsche) übersetzt. — 219—304 M. Eder, Neue Studien über die Sprache der Ryūkyū-Inseln. (Verf. beschreibt zuerst die Laute des Yaeyama-Dialektes und vergleicht sie mit dem Japanischen. Danach wird über die Wortbildung — Substantiv, Verb, Adjektiv — im Yaeyama gehandelt.) — Miszellen: 305—8 K. Groenbech, Turkish inscriptions from Inner Mongolia. (Die im Ongut-Gebiete gefundenen nestorianischen Inschriften auf Steinen beweisen, daß die Ongut oder die herrschende Schicht eine osttürkische Sprache redeten. Saekis andere Ansicht wird abgelehnt.) — 309—24 F. Théry, Sources du droit civil Chinois. (Verf. handelt über die praktischen Grundlagen, auf denen fußend Streitfälle im zivilen Recht entschieden werden können: Gesetzgebung, anerkannter Brauch und im allgemeinen Zivilrecht gültiger Rechtsauffassungen. Die jeweils folgende Quelle kann nur verwendet werden, wenn die jeweils vorausgehende versagt.) — 325—9 W. Fuchs und A. Mostaert, Ein Ming-Druck einer chinesisch-mongolischen Ausgabe des Hsiao-ching. (Der Druck, von dem Fuchs ein Blatt besitzt, stammt nach seiner Untersuchung aus dem Ende des 16. oder dem Anfang des 17. Jahrh. Die mongolische Übersetzung kann nach Mostaerts Untersuchung der Sprache aus der Yüan-Zeit stammen. Fuchs vermutet danach, daß diese mongolische Übersetzung möglicherweise mit derjenigen zusammenhängt, welche 1307 von Po-lo-Temur an den Kaiser eingereicht wurde. Anhangsweise macht Fuchs auf zwei, 1935 neu gefundene Inschriften in chinesischer und mongolischer Sprache aufmerksam.) — 330—2 W. P. Yetts, Notes on Early Bronces, II, A Fang-i in the Trautmann collection. (Verf. stellt das betreffende Bronzegefäß neben eine Abbildung im Po-ku t'u-lu, wo das abgebildete Gefäß der Han-Zeit zugeschrieben wird. Für den Verf. ergibt sich: "so one is led to the conclusion that the so-called Han lien was probably excavated at Anyang, assuming that the Trautmann Vessel and others like it really came from there.) — Contributions to the study of sculpture and architecture. I. — 333—4 G. Ecke, A new torso from the T'ien-lung shan (behandelt den Torso eines Bodhisattva.) — II. 334—44 Florence Ayscough, An uncommon aspect of Han-sculpture, Figures from Nan-yang. (1939 erwarben Herr und Frau McNair über 100 Abreibungen von Steinskulpturen, welche in Nan-Yang [南 陽] gelegen sind. Der vorliegende Aufsatz Frau McNairs [= Fl. Ayscough] ist gedacht als erste Einführung in das Studium dieser Abreibungen. In dem Aufsatze wird die Einleitung übersetzt, welche Herr Kuan Pai-i [關 白 益] seiner Sammlung von Bildwerken der Han-Zeit in Nan-Yang [南 陽 漢 畫 象 集] vorausgeschickt hat. Daran schließt sich eine allgemeine Charakteristik der Bildwerke, welche nach Frau Ayscough als Illustration zu Ch'ü Yüans Gedicht: Das große Zurückrufen (大 招) aufgefaßt werden dürfen. Aus diesem Gedichte werden deshalb Stellen übersetzt). — 345—54 A. C. Soper, A bibliography for the study of Japanese temple architecture. — 355—80 Buchbesprechungen.

Friedrich Weller.

Revue Hittite et Asianique 5:

34 (janv. 1939) 41f. Atatürk (Nachruf). — 43—56 L. Delaporte, La troisième campagne de fouilles à Malatya (mit 17 Taf.). — 57—61 W. Couvreur, A propos du *ḫ* hittite. — 62 L. Oppenheim, Les rapports entre les noms de personnes des textes cappadociens et des textes de Nuzi. — 63—5 Chronique. — 66—8 Analyses et comptes rendus. R.H.

Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde 79 1939:

3 309—414 J. van Baal, De bevolking van Zuid-Nieuw-Guinea onder Nederlandsch Bestuur: 36 Jaren. — 415—46 D. H. Meyer, De Spleettrom. — 447—51 C. C. F. M. le Roux, Nogmaals Pigafetta's Maleische Woorden. — 451—52 G. W. J. Drewes, Een Oudjavaansch kapmes. — *R. H. Lowie, The history of ethnological theory (Bertling). — *Alan S. C. Ross, The "Numeral-Signs" of the Mohenjo-Daro Script (Gonda). — *H. J. T. Bijlmer, Naar de achterhoek der Aarde. De Mimika-expeditie naar Nederlandsch Nieuw Guinee (A. J. B. K.). — *Dennis Kincaid, British social life in India 1608—1937. — Bibliographische Notities.

Yoga IV (Reprint from):

39—140 Unter dem Titel „Science of Yoga" sind hier propagandistische Berichte über die zwanzigjährige Tätigkeit Shri Yogendra's, des Begründers des „Yoga Institute", Bombay, zusammengestellt. Es wird über Ziele, Bedürfnisse und Erfolge des Unternehmens gehandelt, durch welches das Yoga-System erforscht und in seinen Heilkräften praktisch nutzbar gemacht werden soll. E. W.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig, C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries GmbH. in Leipzig. Verantwortliche Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.